

III. Miscellen.

1. Köln. Matronensteine¹⁾. In den ersten Junitagen des 1. J. wurden bei Canalarbeiten vor dem Hause Nr. 8 der Strasse Unter Fethenhennen, gegenüber dem Ausgange des Margarethenklosters, drei merkwürdige Inschriftsteine gefunden und vom städt. Tiefbauamte dem Museum Wallraf-Richartz übergeben. Sie lagerten 1½ m unter der jetzigen Strassenhöhe, 2 m seitwärts der alten Römerstrasse und etwa 50 m von der sog. Porta Paphia entfernt, deren Grundmauern eben jetzt, bei Abbruch der Domeurien zu Tage treten. Die Lage der Inschriftsteine — zwei standen senkrecht empor, während der dritte früher quer über ihnen gelagert hatte, bei der Ausgrabung jedoch hinabgeglitten war — deutet darauf hin, dass die Steine in nachrömischer Zeit zur Herstellung einer Kanalmündung hatten dienen müssen. Ihr Material ist Jurakalk. Der erste ist mit einem flachen, von Blattornament in Relief gefüllten Giebel bekrönt, unten und an der linken Seite abgebrochen, 57 cm hoch,

1) Die von mir in diesem Jahrbuche S. 33 veröffentlichte Inschrift ist, während meine Arbeit sich bereits im Drucke befand, auch von Keune im Correspondenzbl. der Westd. Zeitschr. X S. 262 ff. und von Ihm, Jahrb. XCII S. 258 edirt worden. Die Beschreibung, welche der Letztere von dem Steine macht, bedarf der Richtigstellung. Seine Bemerkung, dass die Platte als Deckel eines Grabes benutzt worden sei, könnte dahin missverstanden werden, dass sie bereits ursprünglich diesen Zweck gehabt, während sie erst in fränkischer Zeit auf einen zu ihr gar nicht passenden, in kleineren Verhältnissen angelegten Tuffsteinsarg gelegt wurde. Ursprünglich bildete sie die Vorderseite eines Sarkophages, von welchem sich sonst keine Spuren mehr vorfanden. Die Figuren rechts und links von der Inschrift sind keine weiblichen, sondern Flügelknaben, Amoretten, wie sie sich auf zahlreichen Sarkophagen wiederfinden, so z. B. allein im Museum Wallraf-Richartz in theilweise recht guter Erhaltung auf vieren (Düntzer, Katalog, II, 189, 204, 228, 243 a) und zwar entweder in derselben völligen Profilstellung nach der Mitte zu (Düntzer Nr. 189, 204) oder mit abgewandtem Kopfe (Nr. 243 a) oder in Vorderansicht (228). Auch die seitliche Umrahmung der von den beiden Genien gehaltenen Inschrifttafel (je zwei einwärts gehende Bogen) kehrt auf Nr. 189 und 204 wieder.

32 breit und 18 dick. — Die vollkommen klare, scharf eingemeisselte Inschrift lautet:

MATRON ///

BOVDVNN- ///

M·NICRIN ///

SERENV ///

V·S·L ///

„Matronis Boudunneis M. Nicrinus Serenus votum solvit libens.“

Das Schluss-N der zweiten Zeile zeigt deutlich oben den E-Ansatz. Der auf Inschriften nicht seltene Gentilname Nicrinus findet sich auch auf einem bei Vettweis gefundenen Steine, welchen ein C.(?) Nicrinus den Matronis Vesumiahenis weiht. Vgl. *Brambach*, C. I. Rh. 580, B. J. 20, p. 85. Der Beinamen der Matronen, der „Boudunneischen“, tritt meines Wissens hier zum ersten Male auf. Hingegen lesen wir auf den beiden anderen Steinen einen Beinamen, welcher in etwas abweichender Form schon durch den bei *Brambach*, C. I. Rh. 333, *Düntzer*, Verz. der röm. Alterth. des Museums W.-R., 3. Aufl. Nr. 44 und bei A. beschriebenen Matronenstein bekannt geworden ist. Während *Brambach* die erste Zeile dieses Steines, welche nur in ihren unteren Theilen erhalten ist, als VALLAMNEI rekonstruiert, glaubt *Düntzer* an dem M eine Ligatur von A und E zu erblicken und schwankt zwischen den Lesungen VALLAMAENILI und VALLAMAENEI. (Auch *Ihm* spricht B. J. LXXXIII p. 25 und 34 von Matronae „Vallamaeneihiae“.) Nach wiederholter genauer Untersuchung fand ich, dass die angeblich mit M ligirten Buchstaben thatsächlich nicht vorhanden sind und bloß zufällige Rauheiten des Steines *Düntzer* veranlassten, die richtige Lesart *Brambachs* abzuändern. Durch Ausfüllung jener Zufälligkeiten mit Bleistiftstrichen wurde dann freilich eine Ligatur ME hergestellt, welche die obengenannten phantastischen Namen ergab und spätere Beobachter täuschen musste, wenn sie nicht in der Lage waren, den Stein einer Reinigung zu unterziehen.

Die Inschrift auf demselben lautet vollständig:

VALLAMNEI

HIABVS

IVLIA·GENETI

F·LELLIA

EX·IMPERIO

„(Matronis) Vallamneihabus Julia, Geneti filia, Lellia ex imperio.“

Als Fundort wird die Strasse Unter Fethenhennen und zwar das ehem. *Krakamp'sche* Haus angegeben, also dasselbe Terrain, auf welchem die drei neuesten Matronensteine ausgegraben wurden. Nach Mittheilung

des Herrn W. Scheben ist nämlich das gegenwärtige Haus Nr. 8 Unter Fethenhennen auf dem Grunde des ehem. Krakamp'schen Hauses erbaut. Hier befand sich demnach die Kultusstätte der sonst unbekanntcn Vallabnäischen Matronen.

Der zweite Stein ist 66 cm hoch, 39 breit und 15 dick, oben durch ein wagerechtes Gesims abgeschlossen und gut erhalten bis auf einige Beschädigungen an der rechten Seite. Wir lesen auf ihm:

MATRONĪS
ALABNEI
ABVS·Q·P·R
MINVSAPP
VS·V·S·L·M

„Matronis Valabneiabus Q. Priminius Appius votum solvit libens merito.“

Es erscheint hier also derselbe Beinamc der Matronen, nur mit der Vertauschung des M durch B und Fortfall der Spirata und eines L. — Ein C. Priminius weiht den Matronis Veteranehis einen Stein des Bonner Museums, gefunden zu Embken. — Brambach, C. I. Rh. 572, B. J. 12, p. 47. Die Schrift ist deutlich und regelmässig, jedoch ist das Schluss-S der ersten Zeile schwächer eingehauen, der Anfangsbuchstabe der zweiten Zeile (V) fortgeschlagen, der untere Theil von B und V der dritten Zeile durch ein Loch zerstört, aber mit Sicherheit zu ergänzen. In der vierten Zeile ist der Bogen des letzten mit I legirten P schwächer eingehauen.

Auch der dritte Stein besteht aus Jurakalk und misst 67 cm Höhe, 31 Breite und 13½ Dicke. Das wagerechte Gesims an der Oberkante ist fast ganz abgestossen und an der unteren linken Ecke ein Stück der Oberfläche mit einigen Buchstaben abgemeisselt, die jedoch leicht zu ergänzen sind. Die scharf eingehauene Inschrift lautet (mit den Ergänzungen in Klammern):

MATRONĪS
VALLABNE
HIABVS
L·ACCONVS
CANDIDVS
PROSE·ET
SVIS·EX·IMP·)
·PPS·V·S·(L·)

„Matronis Vallabneiabus L. Aconius Candidus pro se et suis ex imperio posuit pecunia sua votum solvens libens.“

Bis auf die Vertauschung von M durch B ist der Beiname der Matronen dem auf dem Votivstein der Julia Lellia gleich. Den Namen Acconius lesen wir als Dedicanten auf einem Votivsteine Mercuris in Speyer. Brambach C. I. Rh. 1797. Von dem M der ersten Zeile fehlt die Hasta, das V der letzten Zeile ist fast ganz abgerieben.

An den Seitenflächen der Steine hat sich zum Theil Reliefverzierung erhalten. Der Stein des Nicrinus Serenus hat rechts ein aufsteigendes Ornament, dessen Einzelheiten zwar abgestossen sind, aber doch voluten- und doldenförmige Abzweigungen von einem senkrechten Stengel erkennen lassen. Die beiden anderen sind mit Oelzweigen in Flachrelief verziert.

K i s a.

2. Das römische Nordthor zu Köln. Durch die Auffindung und Erforschung der unter den ehemaligen Domcurien noch erhaltenen Reste des römischen Nordthors hat sowohl unsere Wissenschaft von den Baudenkmalern Kölns zur Römerzeit wie unsere Kenntniss der antiken Vertheidigungsanlagen eine dankenswerthe Bereicherung erfahren.

Die gesammte Bauanlage dieses Thores, von welchem die östliche Hälfte aufgedeckt wurde, stellt sich in vollständiger Ergänzung als ein an Grossartigkeit und Bedeutung der Porta nigra in Trier zur Seite zu stellendes Werk dar, der es an Frontlänge mit 30,5 m (gegenüber dort 35 m) nur wenig nachsteht, die es jedoch dadurch übertrifft, dass unser Thor alles das vollendet und ausgearbeitet zeigt, was in Trier nur roh, unfertig und angedeutet erscheint.

Der Grundriss, aus dem eigentlichen mit drei Durchgängen versehenen Thorbau und den flankirenden Thürmen bestehend, lässt eine Aehnlichkeit mit einem uns bekannten, aus Augusteischer Zeit stammenden Stadthor zu Aosta nicht verkennen. Der Thorbau, der mit seiner Vorderfront in gleicher Flucht mit der römischen Stadtmauer steht, hat eine Frontlänge von 15,3 m bei einer Tiefe von 11,5 m; die Seitendurchgänge besitzen 2,4 m, die Mitteldurchfahrt 6,3 m Breite, während die in den Frontmauern befindlichen Thore nur 1,9 m bzw. 5 m Breite haben. Die Hauptdurchfahrt war von den Seitengängen durch etwa 1 m starke Scheidewände getheilt, die äussern Seitenwände des Thores hinter den Thürmen waren nur 0,92 m stark. Es ist aus diesen Mauerstärken zu schliessen, dass die Mitteldurchfahrt nicht überwölbt war, sondern einen offenen Hof, das sog. propugnaculum, bildete, welcher von Gallerien, die über den Seitendurchgängen belegen waren, leicht beherrscht werden konnte. Die Thürme, quadratisch gestaltet mit 7,6 m äusserer Seitenlänge, springen 2,6 m vor die Front des Thores und der Stadtmauer vor und sind bei 1,18 m = 4 röm. Fuss Wandstärke so angeordnet, dass die Längsaxe der Stadtmauer mit der Mittelaxe des Thurms zusammenfällt.

Nach der Feldseite wie nach der Stadtseite sind die Vorderansichten des Thores durchweg mit hellen, gelblichen Kalksteinen hergestellt und durch je vier 0,81 m breite canellirte Pilaster gegliedert, welche auf breit vortretenden Sockelgliedern ruhen. Aus der grossen Zahl der vorgefundenen, sorgfältig bearbeiteten Architekturstücke sei ein korinthisches Capitell mit zwei übereinanderstehenden Reihen von Akanthusblättern und darüber befindlicher Schilfblattreihe erwähnt. Auch der vorhandene Thurm zeigt ein profilirtes Sockelgesims aus Kalkstein und an der Seite, mit welcher er gegen die Thorfront anstösst, die Reste der einbindenden Quaderbekleidung. Im übrigen ist das Mauerwerk des Thurms, der seitlichen Aussenwände und der Zwischenwände des Thores als Gussmauerwerk mit Grauwackeverblendung und eingelegten Ziegelschichten, jedoch in den Thordurchgängen mit einem untern Sockel aus Kalksteinquadern hergestellt. Stempel haben sich auf den zum Thorbau verwendeten Ziegeln nicht vorgefunden. Von Interesse dürfte noch sein, dass der östliche Thurmsockel 1 m tief in die anstossende Stadtmauer einbindet und dass dem Augenschein nach die Stadtmauer nachträglich gegen den Thurm angebaut ist.

Die ursprüngliche Verwendung aller gefundenen Architekturreste in den beschriebenen Bauten dürfte erst auf Grund sorgfältiger Reconstructionsversuche angegeben werden können.

Die Bauart und Ausstattung unseres Thores lässt darüber keinen Zweifel, dass es nicht einen eiligen Nothbau, errichtet in der augenblicklichen Furcht vor andrängenden Barbarenhorden, darstellt. Schon die Verwendung des weissen Kalksteins, welcher fern her von der Maas, aus Lothringen bezogen ist und einen schwierigen Transport erforderte, während andere Bausteine, wie der Trachyt vom Siebengebirge, unzweifelhaft näher und bequemer zu gewinnen waren, zeigt an, dass ein gewisser Aufwand in der äussern Erscheinung beabsichtigt war, der dem Charakter des glänzenden Triumphthores entspricht. Auch hierin bildet somit unser Thor ein Gegenstück zu dem düstern Wehrbau der Porta nigra. Man kann daher kein Bedenken haben, die Entstehung unseres Thorbaues dem 3. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung und wenigstens seine Vollendung demjenigen Herrscher zuzuschreiben, dessen Namen der durch einen nicht genug zu preisenden Glückszufall erhaltene mittlere Thorbogen, wenn auch absichtlich zerstört, dennoch wohl erkennen lässt, dem Kaiser Gallienus. Ebenso einleuchtend ist es jedoch, dass gerade der Charakter des Bauwerks als Triumphthor ein Grund der Zerstörung jener Inschrift für den abtrünnigen Feldherrn des Gallienus, seinen Gegenkaiser und Nachfolger Postumus, gewesen ist, der, indem er Köln zur Hauptstadt eines selbständigen gallisch-germanischen Kaiserreichs zu machen versuchte, das Wahrzeichen seiner Residenz, die Buchstaben

C. C. A. A. nicht nur auf seine Münzen prägte, sondern auch über das Thor seiner Hauptstadt setzte.

Aus den bei den Aufgrabungen des Thores und der Entfernung eines Theiles der hinderlichen Fundamente der Domcurien gemachten Beobachtungen scheint mit Sicherheit hervorzugehen, dass die alte Pfaffenpforte durch das ganze Mittelalter sich in wesentlich unveränderter Baubsubstanz erhalten hat. Erst der Neubau der Domcurien im 17. Jahrhundert hat ihren Untergang herbeigeführt, denn die Quadersteine des Römerthores bilden vielfach das Material der Grundmauern jenes Baues. Dies ist für die weitere Frage der Erhaltung der Thorreste insofern wichtig, als es möglich erscheint, erhebliche Theile dieses Denkmals aus den noch vorhandenen, den Fundamenten der Domcurien zu entnehmenden Bausteinen wiederherzustellen.

Obgleich die Lage unseres Thores an seiner jetzigen Stelle für die Möglichkeit einer Erhaltung dieser ehrwürdigen Trümmer im ersten Augenblick nicht günstig erscheint, so sollte doch, sofern eine solche Möglichkeit überhaupt in Frage kommen kann, alles aufgewandt werden, das Römerthor für die Nachwelt zu erhalten, indem es freigelegt und mit einer den Uebergang in das tiefere Niveau vermittelnden Gartenanlage derart umgeben wird, dass das Ganze einen schönen und würdigen Anblick gewährt. Die jetzt noch über dem alten Fussboden 3,5—4 m hohen Reste würden sicherlich unsere Stadt um eine von vielen Besuchern geschätzte und bewunderte Sehenswürdigkeit bereichern, während bei einem Verpflanzen der Anlage an einen andern Ort, die für die Gussmauern wohl ziemlich ausgeschlossen, höchstens für einen Theil der Quaderreste in Frage kommen könnte, das historische Interesse, das an den Ort geknüpft ist, bedeutend abgeschwächt werden würde.

Kaum irgend einen andern Rest eines aufrechtstehenden Römerbauwerks besitzt unsere Stadt noch ausser diesem Thor; die rücksichtslose Gegenwart hat den grossartigen Schöpfungen der Vergangenheit gegenüber jedesmal ihr Recht der Zerstörung in dem Umfange geltend gemacht, dass heute die Ortskunde der Stadt Köln zur Römerzeit zu einem der umstrittensten Gebiete der Wissenschaft gehört. Erst in neuerer Zeit hat die sorgfältige Beachtung und Aufzeichnung aller bei den städtischen Canalbauten und an andern Orten gefundenen römischen Hausmauern und Strassenzüge ein Material ergeben, dessen Ausbeute in manchen Beziehungen endlich vom Boden der Vermuthungen auf den der That-sachen führen wird.

Möge daher die Hochachtung vor den geschichtlichen Erinnerungen der Stadt Köln aus classischer Zeit in unsern Tagen den aufgefundenen Thorresten ein weiteres Bestehen und eine liebevolle, fernere Erhaltung sichern.

Kölnische Zeitung 6. Juli II.

3. Römischer Grabstein aus Bonn. Die von Trier nach Bonn führende Römerstrasse fällt in ihrer letzten, kurzen Strecke mit der heutigen Heerstrasse und zum grössten Theile mit dem „Rosenthale“ zusammen und geht an der Südseite der „castra Bonnensia“ entlang bis zum Rheine ¹⁾. Zahlreiche Gräber, mehrere Grabinschriften, ein Estrich ²⁾ ein Augensalbenstempel ³⁾ etc. wurden unter Anderem in der Heerstrasse zu Tage gefördert. Der mittlere Arm der Rheinrömerstrasse deckt sich in seinem Laufe von Hersel bis Bonn etwa mit der Kölner Chaussee ⁴⁾. Die römische Strassendecke kam noch kürzlich bei einer Ausschachtung vor dem Hause Kölner Chaussee Nr. 1 zweim unter der heutigen Strassenkrone zum Vorscheine. Oestlich der Kölner Chaussee wurden ausser zahlreichen Grabsteinen, einem Altare für die *matres domesticae*, zwischen Chaussee, dem Rheindorfer Bache und der Provinzial-Irrenanstalt ein Gräberfeld, sowie Gräber gegenüber dem Josephshofe ⁵⁾, ferner westlich der Chaussee auf der Ziegelei des Herrn Oekonomen Schmitz ein Gräberfeld entdeckt ⁶⁾, auf welchem man vor ca. 2 $\frac{1}{4}$ Jahren den interessante Grabstein des Nemeters Niger von der ala Pomponiani fand ⁷⁾.

Dort wo beide Strassen



1) Vgl. v. Veith, Bonn. Jahrb. LXXII S. 46.

2) v. Veith, Das röm. Lager i. Bonn, Winckelm.-Progr. 1888 S. 6.

3) Bonn. Jahrb. LXXX S. 211.

4) J. Schneider, a. a. O. LXIII 2.

5) v. Veith, a. a. O. LXXXII S. 54.

6) a. a. O. LXXXX S. 196.

7) J. Klein, a. a. O. LXXXVIII S. 125.

sich kreuzen, nicht weit von der südwestlichen Ecke der castra (heute Ecke der Kölner Chaussee und des Rosenthales) stiess man bei einer Fundamentausschachtung wieder auf einen römischen Grabstein, welcher, von einigen Kleinigkeiten abgesehen, gut erhalten und in beigefügter Abbildung veranschaulicht ist.

Das Material ist Jurakalk. Die Länge des Steines beträgt 2,15 m, die Breite 0,91 m und die Dicke 0,265 m. Das Denkmal stand mit seinem unteren Theile, wie an der weniger sorgfältigen Bearbeitung und der helleren Färbung dieses Theiles deutlich ersichtlich ist, 0,54 m in der Erde. Ungefähr in der Mitte des Steines befindet sich auf einer ca. 0,02 m vertieften, mit Profilstreifen umrahmten Platte von 0,75 m Breite und 0,42 m Höhe folgende, sorgfältig eingemeisselte Inschrift:

VONATORIX·DV
 CONIS·F·EQVES·ALA
 LONGINIANA·AN
 NORVM·XLV·STIPEN
 DIORVM·XVII·H·S·E

Die Buchstaben sind in den einzelnen Zeilen von verschiedener Grösse; dieselbe beträgt in der ersten Zeile: 0,08 m, in der zweiten: 0,064 m, in der dritten: 0,059 m, in der vierten: 0,054 m und in der fünften: 0,053 m. An der rechten Seite ganz unten auf dem Theile, der in der Erde stand, als das Denkmal aufgestellt war, stehen die Buchstaben AI gross eingehauen, welche wahrscheinlich als Steinmetzzeichen aufzufassen sind. Die Buchstaben der Inschrift sind sauber scharfkantig eingehauen und deuten ihrem Charakter nach auf die frühere Kaiserzeit, womit auch die Formel H·S·E (hic situs est) übereinstimmt.

Vonatorix ist peregriner Abkunft, denn er führt weder ein nomen gentilicium, noch einen Tribusnamen, was allein dem *civis Romanus* zukommt¹⁾. Nach seinem Namen zu schliessen, ist er Gallier²⁾. Er trat mit 28 Jahren, also verhältnissmässig sehr spät, in das Auxiliar-Reiterregiment ein. — Die *ala Longiniana* ist erwähnt auf dem Grabsteine des Bituriger's³⁾ Faedus, der bei Bonn gefunden, je-

1) Sueton., Claudius 25.

2) Herr Dr. A. Holder in Karlsruhe bestätigte auf meine Anfrage, dass die Namen Vonatorix und Ducu (gen. Duconis) celtisch sind. Ueber den Namen Vonatorix habe ihm Herr Whitly Stokes in London, der hervorragendste lebende Kenner des Celtischen geschrieben: „The vonato in Vonatorix, I should be inclined to connect with the skr. *Van*, the as. *wanum* (from * *vonomos*) the Ir. *fine* (from *veniā*) and other words collected by Fick⁴ 547 s. v. 1. *ven*.“ — Holder deutet ferner an, dass vielleicht der Stamm *ducon* mit dem gallischen Pflanzennamen *δουκωνέ* zusammenzustellen sei.

3) Völkerschaft im aquitanischen Gallien.

doch nicht mehr erhalten ist¹⁾. In Châlon sur Saône förderte man den Grabstein des Remer's²⁾ Samorix, Reiters der ala Longiniana, zu Tage³⁾. Wir begegnen ihr ferner auf einem marmornen Grabstein, der sich im August 1614 in Toulon fand⁴⁾; auf dieser Tafel wird eines Praefecten (der Name ist nicht erhalten) unserer ala gedacht, der in das Priestercolleg des Augustus(?)-Tempels zu Narbo aufgenommen wurde [(sacerdoti) TEMPLI-DIVI (aug. quod est Nar)BONE]. In Nîmes entdeckte man den Grabstein eines anderen Praefecten dieser ala, des Fulvius Lupus Servilianus aus der Voltinischen tribus, der vom Kaiser Vespasian inter praetorios, d. h. in den Senatorenstand aufgenommen wurde und der die Aemter eines Quatuorvir ad aerarium, eines Pontifex und eines Praefectus vigillum bekleidete⁵⁾. Die Voltinische tribus wird vor Allem in Gallia Narbonensis angetroffen.

Was die Rekrutirung der Auxiliartruppen anbelangt, so wurden die Leute aus den kaiserlichen und senatorischen Provinzen ausgehoben und in andere Provinzen versetzt, wo sie jedoch häufig nicht lange blieben. Daher konnte später die Nationalität der Abtheilung nicht unvermischt erhalten bleiben, namentlich findet man Leute aus dem Garnisonsorte der Truppen vor⁶⁾. Der Umstand aber, dass alle bis jetzt bekannten equites unserer ala Gallier sind⁷⁾, dass zwei ihrer Praefecten in Gallia Narbonensis ansässig waren, dass ferner die tribus Voltinia, welcher der eine Praefect angehört, zumeist in Gallia Narbonensis vorkommt, könnte es als wahrscheinlich hinstellen, dass die ala Longiniana aus Gallien rekrutirt hat. Unsere ala war wohl, was wahrscheinlich ist, in Bonn stationirt (vgl. auch Anm. 7). — Die Beinamen der alae bezeichnen die Nation, das Land in welchem sie standen oder sich besonders ausgezeichnet hatten, zuweilen auch den Stifter der Truppe; sie führen auch seit Caracalla den Namen des regierenden Kaisers⁸⁾. Der Beiname ‚Longiniana‘ rührt bei unserer ala von dem ersten Organisator bezw. Stifter derselben, einem Longinius her, von welchem jedoch meines Wissens nichts Näheres bekannt ist.

Ueber der Inschrift, durch eine ca. 0,057 m breite Leiste getrennt, befindet sich das Reiterrelief des Verstorbenen, welches 0,75 m hoch und 0,829 m breit ist. Am unteren Rande ist es 0,13 m, am oberen nur

1) C. I. R. 498; ‚Bonnae ad Rhenum frag.‘ Campius. perit.

2) Belgische Völkerschaften zwischen Marne und Aisne.

3) Ephem. epigr. V, 238.

4) C. I. L., vol. XII, 392.

5) C. I. L., vol. XII, 3166.

6) J. Marquardt, Römische Staatsverwaltung, Leipzig 1876, S. 458.

7) Vor wenigen Tagen wurde in Bonn nicht weit von der Fundstelle ein dritter Grabstein eines Reiters unserer ala, des Bituriger's Vellanus gefunden.

8) Marquardt, a. a. O. S. 457.

0,065 m vertieft. Vonatorix sprengt im Gallopp mit zum Stosse erhobener Lanze von links nach rechts. Das rechte Bein, dessen Stützpunkt in dem vom Boden sich erhebenden dreieckigen Sockel noch vorhanden ist, sowie der untere Theil des Schwertes sind abgebrochen und das Gesicht zum Theile zerstört; sonst aber ist das Relief sehr gut erhalten, sodass man die Einzelheiten der Rüstung deutlich erkennen kann. Der Reiter ist bartlos und ohne Helm dargestellt, er trägt die lorica squamata, welche von Prof. Lindenschmit noch nicht auf Grabdenkmalen der Rheinprovinz beobachtet worden ist¹⁾. An den Achseldecken kommen unter der lorica die befransten Lederstreifen der tunica zum Vorschein. Das um den Hals befestigte Brustschild trägt eine armilla. Der Fuss scheint mit dem glatt anliegenden calceus bekleidet zu sein. An Waffen trägt Vonatorix in der Rechten die zum Stosse geschwungene hasta und am einfachen cingulum den gladius, auf dessen vagina zwei Wellenlinien als Ornament angebracht sind. In der Linken hält er den ellipsenförmigen, an den Kurzseiten gerade abgeschnittenen Langschild, wie er auch auf dem Reiterrelief des C. Romanus²⁾ dargestellt ist.

Das Pferd trägt den Vonatorix auf einer viereckigen, am unteren Theile mit Fransen besetzten Satteldecke (ephippium)³⁾, welche vorne buchtig ausgeschnitten ist. Sie erhebt sich kaum über den Rücken des Pferdes, kann also kein Sattelgestell, wie unsere Sättel als Unterlage gehabt haben. Die Satteldecke ist gepolstert nach Art unserer Sattelkissen und vorne und hinten mit Bauschen versehen⁴⁾. Dieses weist unter anderen auch deutlich die untere Abbildung auf dem Grabsteine des Treverers C. Julius Primus⁵⁾ auf. Dass hier auf der Fransendecke kein anderes Sattelkissen aufliegen kann, die Bauschen also mit der Decke zusammenhängen müssen, zeigt uns deutlich der Umstand, dass der Bauchgurt, der mit der vordersten Kante der über ihm liegenden Satteldecke abschneidet, an dieser befestigt ist und in seiner Verlängerung nach oben den Hals des Pferdes vor der Vorderbausche trifft, also ein aufliegendes Sattelkissen nicht halten kann. Dasselbe zeigt uns der Grabstein des Nemeters Niger⁶⁾, doch sieht man hier unter der Satteldecke noch mehrere Enden einer Decke, etwa wie des bei unserer Artillerie und Cavallerie gebräuchlichen, mehrmals zusammengelegten Woilachs.

1) Lindenschmit, Die Tracht und Bewaffnung des römischen Heeres, S. 7 und Taf. XII, 10.

2) Lindenschmit, Die Alterthümer unserer Vorzeit, Band III H. VIII, T. IV.

3) Caesar, bell. Gall. IV, 2.

4) Der schwarze Halbkreis auf der Abbildung über der hinteren Bausche hat mit der Skulptur nichts zu thun, sondern liegt in der Struktur des Steines.

5) Fiedler, Römisches Antiquarium des Königlich Preussischen Notairs Houben in Xanten, Tab. XLIV.

6) Im Provinzial-Museum zu Bonn.

Sättel mit Gestellen, wie die des Reliefs des Silius¹⁾, des C. Romanus²⁾ und des Andes³⁾ zeigen, treten nach Major Schlieben⁴⁾ im zweiten Jahrhundert n. Chr. neben den ephippia auf. — An dem Brustriemen, welcher an der Vorderbausche befestigt ist, befinden sich auf der Brust eine und an den Seiten je eine grosse Zierscheibe (phalerae), von welcher letzteren je ein Schmuckriemen herabhängt. Ebenso zeigt der Riemen, welcher nach Art des Umganges bei Zugpferden von der Hinterbausche über der Kruppe unter dem Schwanze hergeht, auch auf beiden Seiten je eine grosse Zierscheibe, von welcher wieder je ein Schmuckriemen herabhängt. Der Brustriemen sowohl, als der Umgang dienten hier, wie bei vielen Reiterdarstellungen⁵⁾, eher zum Zierrath, zur Aufnahme der phalerae, als zur Regulirung des Sitzes der Satteldecke, zu welchem Zwecke die Riemen straff angezogen sein müssten. Wir finden auch Darstellungen⁶⁾, auf welchen ein zweiter straff angezogener Brustriemen über dem mit phalerae und lunulae geschmückten Riemen angebracht und mit dem Vorderzwiesel verbunden ist, also zur Regulirung der Sattellage diente. — Der hintere Riemen musste durch einen Schwanzriemen, welcher an ihm auf beiden Seiten befestigt ist und dicht am Schwanze über die Hüften geht (wie auf dem Grabstein des Andes) vor dem Herabrutschen bewahrt werden. Brust- und Hinterriemen sind straff angezogen bei dem Relief des C. Marius⁷⁾. Bei den zwei Reiterreliefs, die Lindenschmit, „Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit“ Band I, Heft III, Taf. VII, Nr. 1 und 2 abbildet, sind solche Schwanzriemen nicht angebracht, weshalb hier die Umgänge tiefer herabhängen. — Das Kopfgestell des Zaumzeuges hat in der Mitte des Stirnriemens eine und an beiden Seiten, wo Stirn- und Kehlrriemen zusammenstossen, je eine kleinere Zierscheibe. Das Backenstück besteht aus einem gespaltenen Riemen; wo dasselbe mit dem Nasenriemen zusammentrifft, befindet sich wieder eine kleine Zierscheibe. Das Pferd ist auf Trense gezäumt.

Auf der 0,905 m breiten und ca. 0,09 m hohen Leiste über dem Relief gehen von einer in der Mitte aufrecht stehenden Blume Ranken mit Blüthen aus, die von oben gesehen dargestellt sind. — Die Bearbeitung des Steines ist eine saubere, doch ist es nach den fehlerhaften Pro-

1) Lindenschmit, Tracht und Bewaffnung etc. Taf. VIII, 2.

2) a. a. O. T. VII, 3.

3) Lindenschmit, Die Alterth. uns. Vorzeit, Bd. I, H. XI, Taf. VI, 2.

4) Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde, B. 21, S. 27.

5) Vgl. die Reliefs des Niger (Anm. 6), des C. Romanus (Anm. 2) und in Lindenschmit, a. a. O. Bd. I, Heft III, Taf. VII, 1 u. 2.

6) Vgl. die Grabsteine des C. Julius Primus (Anm. 5) und des Andes (Anm. 3).

7) Vgl. Lindenschmit, Tracht und Bewaffnung etc. Taf. VII, 1.

portionen und der etwas steifen Bearbeitung des Reliefs nicht zu verkennen, dass das Denkmal, wie die meisten römischen Grabsteine, sich nicht über das Niveau der Arbeiten eines Kunsthandwerkers erhebt.

Leider war es trotz der Bemühungen des Herrn Prof. Klein unmöglich, dieses interessante Stück für das Provinzial-Museum zu erwerben, da Herr Kaplan Bode wig zu Bonn, welcher Antiquitäten sammelt, um dieselben zum Zwecke der Stiftung eines indischen Missionshauses möglichst theuer zu verkaufen, den Stein für eine dem Kenner viel zu hoch erscheinende Summe angekauft hat.

Oskar Rautert.

4. Karolingische Brandschicht bei Meckenheim. Im Sommer 1890 unternahm ich mit Herrn Constantin Koenen einen archäologischen Ausflug nach Meckenheim. In der Sandgrube des Herrn Johann Fey nördlich von der Stadt und westlich von der Strasse nach Lüftelberg waren vier Skelette in einer ungefähren Tiefe von ca. 1 m bis 1,20 m gefunden worden, bei welchen karolingische Gefässscherben lagen, darunter zwei Gefässböden mit Wellenplatte. Etwa drei Meter westlich von dem zunächst nach Westen gelegenen Skelette und ca. 0,45 m höher liegend, kam eine Brandschicht zum Vorschein, welcher wir einige karolingische Gefässscherben entnahmen. Unser Fundort liegt östlich vom Schwistbache, welcher die Grenze zwischen dem Bonner Gau und dem Schwistgau bildete (vgl. Koenen, „Aufdeckung einer vorgeschichtlichen Niederlassung und eines fränkischen Gräberfeldes in Meckenheim“, Bonner Jahrbücher Heft XCII, Seite 201), gehörte also dem Bonner Gau an. Das Gelände steigt von Süden, Westen und Norden zu unserer Fundstelle hin an, während es sich von derselben nach Osten hin allmählich erhöht.

Im März 1891 liess ich die Brandschicht, soweit sie auf dem Gebiete des Herrn Fey lag ¹⁾, welcher mit grosser Bereitwilligkeit seine Sandgrube und Zeit zur Verfügung stellte, systematisch abtragen und untersuchte sie auf ihren Inhalt. In ihrer Ausdehnung von Osten nach Westen, die wohl nicht mehr wie ca. 6—7 m beträgt ²⁾, lag sie ca. 0,30 m unter der Oberfläche und war ca. 0,42 m dick; auf der von Süden nach Norden gerichteten Strecke, die ca. 10 m lang ist, bleibt die Lage unter

1) Unter einem Nachbaracker ist die Fortsetzung der Brandschicht nach Westen hin zu suchen; doch reicht sie nicht weiter in denselben hinein, als bis auf höchstens 1,70 m, da sie in einer aufgeworfenen Grube von ca. 1,75 m Entfernung von der Grenze des Ackers nicht mehr angetroffen wurde. Leider konnte ich das betreffende Grundstück aus verschiedenen Gründen nicht abtragen lassen.

2) Die Ausdehnung von Osten nach Westen war nicht mehr genau festzustellen, da die Brandschicht an der Ostseite schon zum Theile abgebrochen war.

der Oberfläche und die Dicke der Brandschicht nach Norden hin auf 8 m dieselbe, wie oben angegeben; von da ab wird im Verlaufe der letzten zwei Meter nach Süden hin der Abstand des oberen Randes der Brandschicht von der Oberfläche grösser und sie selbst dünner, so dass sie am südlichsten Ende ca. 0,60 m unter der Erde liegt und ca. 0,15 m dick ist.

Als Inhalt der Brandschicht sind ausser Thierknochen, darunter ein Wildschweinzahn, einige Pferde- und Ochsenzähne, verschiedenen Klumpen geschmolzenen Eisens, wenigen eisernen Nägeln, Stücken von Dachziegeln und einigen Mörtelklumpen, folgende Fundstücke hervorzuheben:

1. Ein Gewand-Schmuck von Bronze in Gestalt eines Kreuzes, ähnlich dem sogenannten eisernen Kreuze von Leipzig, von einer Länge und Breite von 0,093 m. Die Länge der Kreuzbalken beträgt 0,011 m, deren Breite am äussersten Ende 0,010 m. In der Mitte des Kreuzes ist ein rundes Stück blauen Glases von 0,008 m Durchmesser in einem Bronzerand gefasst, während die Kreuzbalken grüne Glasstückchen in länglicher Trapezform auf dieselbe Weise gefasst zeigen, von denen jedoch nur zwei erhalten sind. Die Reste der eisernen Nadel sind an der Rückseite angerostet, wo auch der noch unversehrte Nadelhaft von Bronze sitzt.

2. Eine bronzene Fibula von 0,063 m Länge mit schwach geschweiftem Bügel, der oben zwei Bündel Querrippen zeigt, während er unten auf dem grösseren Theile der Länge nach gerippt ist. Es ist zweifelhaft, ob sie in der Brandschicht lag, da sie vor der Aufdeckung derselben vom Besitzer der Sandgrube gefunden wurde.

3. Eine Anzahl Gefässscherben, welche mehr oder weniger fest gebrannt sind und sich nach Randprofilen und Ornamenten in folgende Arten theilen lassen:

a) Drei Scherben von blau-schwarzer Farbe, von denen zwei mit gitterartiger, flach eingeglätteter Strichverzierung versehen sind; sie rühren von Gefässen, welche wahrscheinlich die Form des in Duisburg gefundenen, in diesen Jahrbüchern zum Aufsätze: „Alterthümer der Umgegend von Duisburg von M. Wilms“, Heft LII, Tafel VI und VII unter Nr. 2 abgebildeten Topfes hatten. Identische, unverzierte Scherben fand Koenen in dem karolingischen Steinbau (Warte) zu Gohr¹⁾, welcher durch den Normannenzug vom Jahre 881 n. Chr. zerstört wurde (cfr. Bonner Jahrb. Heft LXIII. S. 170).

b) Drei Scherben von grau-gelbem Thone, die unter zwei breiten, scharf eingeglätteten Linien drei Wellenlinien zeigen, wie sie zum Aufsätze Koenen's Bonn. Jahrb. Heft XCII, Tafel X Nr. 1 und Nr. 20 ab-

1) In der Scherbensammlung von C. Koenen und der des Verfassers.

gebildet sind und genau, wie sie die Duisburger Gefässe zeigen. Gefässform, wie Bonn. Jahrb. Heft LII, Tafel VI und VII, Nr. 4.

c) Zwei dickwandige Scherben von grauem Thone, der im Innern röthlich ist, und von etwas gekörnter Oberfläche. Das Gefäss hat nach der grössten Scherbe eine eckige Bauchung, ähnlich wie das Profil in den Bonn. Jahrb. Heft XCII, Taf. X, p., jedoch oben und unten gewölbter; es erinnert in der Form an Merowingertöpfe, wie dies Koenen in der „Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst“ in seiner Abhandlung: „Zur karolingischen Keramik“ Jahrg. VI, S. 355 unter Nr. 2 von den Duisburger Gefässen sagt.

d) Fünf ziemlich dickwandige Scherben von röthlich gelbem, rauhem Thone, die nach dem scharfen Randprofile und den zwei Bodenstücken wohl auf die Form des in den Bonn. Jahrbüchern Heft LII, Taf. VI und VII, Nr. 7 abgebildeten Duisburger Gefässes weisen. Ferner ein flaches, breites Henkel- und ein Bodenstück von gelblicher Farbe, sowie ein röthliches Bodenstück von derselben Gefässform. — In der Technik sind sie identisch mit den in beraubten Merowingergräbern in Meckenheim gefundenen Scherben (cfr. Koenen, a. a. O. Heft XCII, S. 206).

e) Ein Randstück mit gedrungenem, flachem, breitem Henkelansatz mit flach eingedrückten, viereckigen Grübchen auf dem wulstigen Rande und verschiedene dünnwandige, hartgebrannte, gelbliche Scherben mit ganz flachen, scharf gerandeten Verzierungen, wie sie in beraubten Todtengruben des Meckenheimer Frankengräberfeldes vorkommen und a. a. O. Heft XCII, Tafel X, Nr. 30 abgebildet sind. Gefässform, wie a. a. O. Heft LII, Tafel VI und VII, Nr. 8.

f) Ein Randstück von weisslich gelbem Thone mit fünf Reihen Grübchen, von denen die zwei obersten sich je auf und an dem Rande befinden und wie die vierte und fünfte flache, längliche Vierecke aufweisen (vgl. a. a. O. Heft XCII, Taf. X, Nr. 30), während die dritte Reihe Dreiecke zeigt (vgl. a. a. O., Taf. X, Nr. 26). Die Gefässform ist wohl ähnlich dem in diesen Jahrbüchern Heft LII, Taf. VI und VII, Nr. 2 abgebildeten Duisburger Gefässe. Der Brand ist ein fester. Ferner dünnwandige, weisse Scherben mit theils sehr flach eingedrückten Grübchen, wie a. a. O. Heft XCII, Taf. X, Nr. 30, theils mit tieferen, die so gestellt sind, wie a. a. O. Nr. 27 zeigt. — Dieselben Gefässreste fand Koenen in der karolingischen Warte zu G o h r.

g) Ein Bodenstück, sowie mehrere Scherben von gelbem, glattem Thone, welche auf eine Kugelform der Töpfe schliessen lässt, die Koenen in der „Westdeutschen Zeitschrift“ a. a. O. S. 355 unter 3 b bespricht und wie er einen solchen a. a. O. Taf. XI, Fig. 4 abgebildet hat. Doch fehlt jede Spur von Bemalung, auch ist der Boden unten etwas abgeplattet, während die a. a. O. S. 355 unter 3 b angegebenen Kugeltöpfe unten völlig rund sind. Auch ist die Wandung dicker und

nicht ganz so hart gebrannt, sie nähert sich mehr der Wandung der gelben, merowingischen Gefässe.

h) Zwei Scherben von gelblichem und eine von röthlichem Thone mit Reliefbandschmuck, wie K o e n e n eine solche in den Bonn. Jahrb. Heft XCII, Taf. X, Nr. 31 und ein ganzes Gefäss in der „Westdeutschen Zeitschrift“ etc. a. a. O. Taf. XI, Fig. 1 abgebildet hat. Es sind dies Scherben von drei verschiedenen Reliefbandschmuck - Amphoren. Die röthliche Scherbe zeigt auf dem Bande keine Grübchen, die möglicher Weise dem ganzen Gefässe gefehlt haben können. Identische Gefässreste wurden auf dem Meckenheimer Frankengräberfelde (wie bei d angegeben) und in dem Steinbau zu G o h r (cfr. bei a) angetroffen.

i) Ein wulstig abgerundetes Randstück aus röthlich braunem steingutartig hart gebranntem Thone mit oberem Profile des Charakters, wie in den Bonner Jahrbüchern Heft XCII, Taf. X, n; ferner ziemlich grosse Scherben von demselben Thone.

k) Ein ziemlich dünnwandiges Randstück mit einem Randprofile ähnlich wie a. a. O. Taf. X, e, doch muss man sich bei letzterem den unteren Wulst wegdenken. Aehnliche Profile kommen bei späteren, fester gebrannten Erzeugnissen der Meckenheimer Töpferei vor.

l) Ein Randstück von grau-blauem Thone mit scharfkantigem, ausladendem, oberem Profile des Charakters, wie a. a. O. Taf. X, h. Das Gefäss scheint sich den Erzeugnissen der, wie ich mit K o e n e n annehme, durch den Normannenzug im Jahre 881 zerstörten, fränkischen Töpferei zu Meckenheim (cfr. Westdeutsche Zeitschrift a. a. O. S. 363) zu nähern, die K o e n e n a. a. O. S. 356 unter 4 bespricht; auch könnte es, was mit Sicherheit nicht angegeben werden kann, eine Wellenplatte gehabt haben. Nicht klar ersichtlich war es, ob das Randstück in der Brandschicht oder oberhalb derselben gelegen hat.

m) Verschiedene oben profilirte Randstücke, ähnlich wie in den Bonner Jahrbüchern Heft XCII, Taf. X, a, g, h, i angegeben, sowie eine Anzahl Gefässscherben von blau-grauem, hellgelbem, grauem, röthlichem und bräunlichem Thone, der theils glatt, theils rauhwandig ist. Von letzterer Beschaffenheit ist der Thon einiger grauen Scherben, die den Eindruck machen, als seien sie mit einem Sandbewurfe versehen, und die steinhart gebrannt sind.

Diese Fragmente haben sämmtlich den Typus der von a bis k beschriebenen.

Alle diese Scherben, vielleicht mit Ausnahme von i, lagen in der vollständig unberührten Brandschicht eingeschlossen, sind also zu ein und derselben Zeit in dieselbe gerathen. Die Gefässe, von welchen diese Scherben stammen, waren daher wohl zugleich als Hausrath in Gebrauch.

Welcher Zeit nun gehören unsere Gefässe an?

Als die Reliefbandschmuck-Amphoren in der romanischen Stiftskirche St. Quirin zu Neuss zu Tage gefördert waren, wandten sich die Neusser an Herrn Rector Aldenkirchen in Viersen mit der Bitte, doch die Zeit anzugeben, in welche die Fundstücke zu setzen seien. Dieser befragte darum verschiedene Museumsdirektoren. Prof. L. Lindenschmit kannte weder unter den römischen Gefäßen des Mittelrheines noch unter denen der merowingischen Zeit analoge (cfr. Westd. Zeitschr. etc. a. a. O. S. 354), Prof. Dr. Hettner meinte, man würde sich wegen der Technik dieser Gefäße wohl für den römischen Ursprung aussprechen, aber der Eindruck, den die rundbogige Umspinnung auf den Beschauer hinterlasse, sei der, sie gehörten ins zehnte oder elfte Jahrhundert (Bonn. Jahrbücher Heft LXXIV, S. 194 und Westdeutsche Zeitschrift a. a. O. S. 354), während Prof. Dr. E. aus'm Weerth diese Gefäße entschieden für spätrömisch hielt (Bonn. Jahrb. Heft LXXVI, S. 63 ff.). — Koenen nimmt jedoch an, dass die Reliefbandschmuck-Amphoren (cfr. oben h) „zuerst in der frühkarolingischen Zeit auftreten“ und dass die Neusser Gefäße in Folge „eines abergläubischen Gebrauches im Jahre 825 der Erde übergeben worden sind“ (cfr. Westd. Zeitschr. a. a. O. S. 354 und 362). — Mehrere unserer beschriebenen Gefässreste sind identisch mit den Duisburger Gefäßen (cfr. a, b, d), welche Koenen in die Zeit von 690—785 n. Chr. setzt (cfr. a. a. O. S. 361, 362), andere wieder mit den ältesten Gefässresten, welche bei der karolingischen Warte zu Gohr, die 881 zerstört wurde, zusammen mit einem Stachelsporn aus der Zeit Karls des Grossen zum Vorschein kamen (cfr. a, f, h und Bonn. Jahrb. H. LXIII, S. 170). — Ferner wurden bei der vom Bonner Provinzial-Museum vorgenommenen archäologischen Aufdeckung des merowingischen Gräberfeldes zu Meckenheim in beraubten Todtengruben Scherben gefunden, die theils in der Technik (cfr. d), theils in der Verzierungsweise (cfr. e) oder auch völlig (cfr. h) mit einigen unserer Gefässarten übereinstimmen, während die Gefässreste, welche in einer alten Culturschicht oberhalb der Gräber lagen, gänzlich in dem aufgewühlten Boden der beraubten Todtengruben des Gräberfeldes, wie auch in unserer Brandschicht fehlten (cfr. Westd. Zeitschr. a. a. O. S. 358 unter 13). Diese letzteren Scherben aber gehören in das Ende des neunten Jahrhunderts n. Chr. (cfr. a. a. O. S. 356 unter 4 und S. 362). — Die bei g erwähnten Kugeltöpfe sind im Charakter älter, als die am „Landsegnungswege“ zu Andernach gefundenen. Ferner fehlen bei unserem Funde „die kannenartigen Becher, welche das erste Auftreten wellenförmig ausgebogener Standplatte zeigen (a. a. O. S. 355 unter 3b). Daher ist unser Fund etwas älter, als der Andernacher, für welchen die Zeit um 800, oder sagen wir das Ende

des achten oder der Anfang des neunten Jahrhunderts n. Chr. angesetzt ist (a. a. O. S. 362).

Danach würden unsere Gefässe und die Entstehung unserer Brandschicht dem Ende des achten Jahrhunderts n. Chr., also der Regierungszeit Karls des Grossen angehören.

Demnach lässt sich zum Aufsätze Koenen's: „Zur karolingischen Keramik“ (a. a. O.) ergänzend hinzufügen, dass die Reliefbandschmuck-Amphoren, welche Koenen in der Zeit von 690–785 n. Chr. sich entwickeln und in der Rheinprovinz zuerst in frühkarolingischer Zeit auftreten lässt (vgl. a. a. O. S. 355 unter 2, S. 354 und S. 362) und im Jahre 825 erst als thatsächlich vorkommend nachweist (a. a. O. S. 362), wirklich schon zu Ende des achten Jahrhunderts n. Chr. in Gebrauch sind, vielleicht zuerst auftreten.

Was aber war die Veranlassung zu der Brandschicht?

Auf der Brandschicht war höchst wahrscheinlich ein Karolingerbau errichtet, dessen Fundamente vielleicht aus Mauerwerk und dessen Oberbau möglicher Weise aus einer Holzconstruction bestand, da ausser der günstigen, topographischen Lage auch noch die in der oberen Lage der Brandschicht gelegenen Ziegel- und Mörtelreste, sowie die fünf seitwärts beigesetzten Todten darauf hinweisen.

An eine Zerstörung dieses Baues als Ursache zu unserer Brandschicht ist wohl schon deshalb nicht zu denken, weil 1) die Brandschicht von ziemlich gleichmässiger Stärke ist und 2) der Boden, auf welchem sie ruhte, glatt abgestochen war. Dies und die meisten übrigen Funde: die grosse Anzahl Scherben, kein einziges, halbwegs ganzes Gefäss, die Thierknochen, lassen eine grosse Aehnlichkeit mit den Fundumständen, wie sie am „Landsegnungsweg in Andernach“ beobachtet wurden, keineswegs verkennen. Dort traf man „zwischen Bausteinen auf Stücke ausgeglühter Holzkohlen, vermischt mit einer grossen Anzahl von Gefässscherben, oder wenigstens, mit seltenen Ausnahmen, nicht vollständig erhaltenen Gefässen. . . . Ausserdem fanden sich hier und da Eischalen und Geflügelknochen. Der Boden, auf welchem das Gemäuer ruhte, war völlig geebnet und wiederum mit einer dünnen, schwarzen Brandlage, die mit Scherben vermischt war, bedeckt“ (a. a. O. S. 363, 364). Koenen hat nun (a. a. O. S. 364 ff.) auf den Gebrauch jener Zeiten, die Erde durch allerlei Opfer zum Tragen des Baues willfährig zu machen, hingewiesen und die darauf bezüglichen Stellen angegeben. Da opferte man vor Errichtung eines Baues allerlei Thiere, wie Lämmer, Hahnen, Pferde, ja sogar Menschen, warf Scherben in die auflohende Gluth und setzte von Brand rauchende, meist zerbrochene Gefässe in oder unter das Fundament des zukünftigen Baues. War doch das Feuer eine läu-

ternde Macht schon nach altheidnischer Vorstellung und „Scherben bedeuten Glück!“, wie der Volksglaube lehrt.

Demnach verdankt unsere Brandschicht ihr Entstehen vielleicht dem abergläubischen Gebrauche des „Bausegens“!

Oestlich von der Brandschicht waren vor Untersuchung derselben in einer Entfernung von ca. 3 m bis zu ca. 12 m vier Skelette in einer Tiefe von ca. 1 m bis ca. 1,30 m gefunden, welche alle durch den Besitzer aufgedeckt worden sind. Leider war von keinem der Schädel erhalten. Die Ueberreste des von den vieren zuletzt entdeckten Skelettes sah ich kurz nach ihrer Herausnahme. Herr Fey hatte die Knochen in dieselbe Lage wieder gebracht, wie er sie in der Erde gefunden hatte. Danach lag der Todte mit dem Gesichte nach Osten; auch die übrigen Skelette, so versicherte der Finder, hätten in derselben Richtung gelegen. Bei zwei Skeletten, wobei auch das letztere, fanden sich karolingische Scherben, darunter als spätestes Stück je ein Gefässboden mit Wellenplatte. Letztere Gefässreste gehören den Erzeugnissen der im Jahre 881 durch die Normannen zerstörten Meckenheimer Töpferei an. Diese Gefässe sind in die zweite Hälfte des neunten Jahrhunderts zu setzen (vgl. Koenen, Westdeutsche Zeitschr. a. a. O. S. 362). Demnach sind die beiden Todten in dieser Zeit beigesetzt worden.

Vor ungefähr fünf und einem halben Monate wurde ca. 17 m östlich von der Brandschicht und 1,17 m tief ein fünftes Skelett entdeckt, welches ich persönlich bloßlegen liess. Das Gesicht war genau nach Osten gerichtet; das ganze Skelett ist ca. 1,75 m lang. Der kleine wohlgebildete mesocephale Schädel, der an den Augen abgebrochen, dessen Decke aber noch erhalten ist, gehörte nach Geh.-Rath Schaaffhausen einer Greisin an. Dicht bei dem linken, oberen Rande des Beckens hob ich zwei Scherben auf, von denen die eine ein Randstück von gelbrother Farbe und festgebranntem, dickwandigem Thone ist. Das Profil desselben ist an der Innenseite scharfkantig und nach Aussen hin ladet es etwas wulstig aus; unter dem Rande befinden sich scharf eingedrückte Viereckchen, wie die auf den Reliefbandschmuck-Amphoren (vgl. Bonn. Jahrb. Heft XCII, T. X, 31); das Randstück scheint einem grossen Topfe mit weiter Oeffnung angehört zu haben. Das andere Stück ist dünnwandig und von derselben Farbe, doch von fester gebranntem Thone. Ein anderes Randstück von gelblicher Farbe und dünnwandigem, festgebranntem Thone mit einfachem, wenig gebogenem Profile lag am linken Unterschenkel. Ferner kamen noch sechs weitere Scherben von blauem, blau-schwarzem, grauem und gelblich-grauem Thone zu Tage, welche theils zwischen den Schenkeln, theils an den Füßen lagen. Alle diese Scherben, sowie neun in der Skelettgrube ca. 0,90—0,80 m über dem Boden derselben gefundenen Scherben von grauem und gelbem Thone,

darunter eine solche von einer gelben, dickwandigen Reliefbandschmuck-Amphora, stimmen vollkommen mit den in der Brandschicht angetroffenen überein, so dass es klar ist, dass dieser Karolinger in der Zeit um die Entstehung der Brandschicht, resp. kurz nachher, also gegen das Ende des achten Jahrhunderts, bestattet worden ist.

Nördlich von dem letzten Skelett wurden in einer ca. 7 m breiten, bis zu 2,20 m tiefen Grube, die von dem Grabe durch eine schmale ca. 0,77 m über dem Boden desselben sich erhebende, unberührte Sandsäule getrennt ist, ein Randstück von röthlichem Thone, dessen Profil dem in den Bonn. Jahrb. Heft XCII Taf. X, q abgebildeten ähnlich, jedoch weniger wulstig ist, und eine Scherbe von dünnwandigem, grauen Thone mit gekörnter Oberfläche, letzteres Stück in einer Tiefe von ca. 1,70 m, ferner verschiedene Scherben in einer südlich des Grabes, von diesem durch eine ca. 0,52 m über dessen Boden sich erhebende, schmale Sandbank getrennten Grube ca. 0,50—0,60 m tief angetroffen. Alle diese Scherben gehören ebenfalls dem Ende des achten Jahrhunderts an.

Wir werden nicht fehl gehen in der Annahme, dass die hier Beigesetzten Bewohner des Hauses waren, dessen Grundlage die Brandschicht bildete.

Da in den Gräbern und deren Umgebung keine späteren Gefässreste vorkommen, als die Erzeugnisse der Meckenheimer Töpferei aus der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts, so ist es höchst wahrscheinlich, dass der Karolingerbau um diese Zeit aufgegeben wurde, vielleicht das Schicksal der durch die Normannen zerstörten Meckenheimer Töpferei theilte. Demnach hätte das Karolingerhaus von dem Ende des achten bis in die zweite Hälfte des neunten Jahrhunderts bestanden.

Auch der Umstand, dass sich bei einem friedlich Bestatteten frühkarolingische, den in der Brandschicht vorkommenden identische Scherben, ferner in zwei unberührten Gräbern, welche ebenfalls friedlich Bestattete bargen, Erzeugnisse aus der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts (Gefässboden mit Wellenplatte) fanden, während die Brandschicht nur solche aus dem Ende des achten Jahrhunderts aufweist, bestätigt die oben ausgesprochene Ansicht, dass die Brandschicht nicht das Produkt einer Zerstörung, sondern als „Bausegen“ aufzufassen ist.

Die Erschliessung unserer Brandschicht ist für die Chronologie der karolingischen Keramik von grosser Bedeutung, indem wir speciell die Gefässe kennen lernen, welche zu Ende des achten Jahrhunderts n. Chr., also unter Karl dem Grossen den Hausrath des rheinischen Franken bildeten. Auch bestätigt unser Fund die von Koenen auf Grund historischer Nachrichten und durch

Vergleiche gefolgerten, chronologischen Schlüsse in seinem Aufsatz: „Zur karolingischen Keramik“ (a. a. O.).

Vor nicht langer Zeit waren die karolingischen Gefässe als solche unbekannt, ja vor kurzer Zeit beliebte man dieselben in der Regel sogar für altgermanisch zu halten. Auch heute noch kennen sie Wenige. Ebenso sind die Gefässe der auf die Karolingerzeit folgenden, mittelalterlichen Perioden in den wenigsten Fällen erkannt. Um aber weitere Bestätigung und Klarheit zu gewinnen auf dem Gebiete, das man eben erst zu sondiren begonnen hat, ist es unerlässlich, dass alle Funde aus der Zeit des Mittelalters, ja jedes Scherbchen, nach den Fundumständen genau untersucht und so immer mehr Bausteine zum festen Aufbau der Chronologie der so sehr vernachlässigten, mittelalterlichen Keramik beigebracht werden.

Oskar Rautert.

5. Merkenich. Römische Inschrift. Bei Gelegenheit der vorigjährigen Manöver fand ich im Pfarrhause zu Rohr bei Blankenheim an der Ahr ein römisches Bildwerk, das im Besitze des dortigen Pfarrers Herrn L. Beck ist. Nach Angabe dieses Herrn befand sich der hierbei abgebildete Stein in zwei Theile getheilt in die Fundamente der alten Kirche zu Merkenich am Rhein eingemauert und kam beim Neubau derselben im Jahre 1885 ans Licht und in die Hände des Herrn Beck. An der oberen Hälfte ist der breite Rand ringsum abgehauen, jedoch glücklicher Weise so, dass wir voraussichtlich keinen Verlust an der Schrift zu beklagen haben. Die Darstellung selbst ist durch sich klar: ein bärtiger römischer Kriegermann, nach links ausschreitend, ist im Begriffe, einen zu Boden liegenden mit einer Keule bewaffneten Feind, in dem wir ohne Zweifel einen Germanen zu erkennen haben, zu erschlagen. Der Centurio



ist mit dem Panzer und dem darüberhängenden Kriegsmantel bekleidet und schwingt in der hoehgehobenen Rechten das kurze Schwert zum tödtlichen Streich; die Linke greift in die Haare seines Feindes. Den Kopf bedeckt kein Helm, so dass das Profil des Hauptes noch deutlich zu erkennen ist. Irren wir nicht, so schmückt die Brust eine phalera. Die Ausführung zeugt von wenig künstlerischer Fertigkeit, auch hat sie im Laufe der Zeit sehr gelitten. Das Material ist der am Rhein gewöhnliche Haustein; die jetzige Höhe ist 40, die Breite der unteren Hälfte 28 cm. — Geweiht ist das Werk an den Jupiter und zwar, wie die Darstellung ohne Zweifel erkennen lässt, nach glücklicher Rückkehr des Maternus aus einem germanischen Feldzuge. Die Schrift ist scharf (schärfer als auf umstehender Abbildung) und schön gezeichnet, so dass wir den Stein zeitlich werden ziemlich hoch hinaufrücken müssen. — Der Fundort Merkenich liegt an der römischen Strasse Köln-Neuss, die am Rhein entlang führt¹⁾, und hat uns schon einige Funde geliefert (vgl. Jahrb. 53 S. 293, 89 S. 56).

Andernach.

Dr. F. Knickenberg.

6. Aufdeckung eines römischen Castells bei Werthausen am Niederrhein²⁾. Im Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Mörs, Gemeinde Homberg, befindet sich gleich nördlich von Hochemmerich und westlich von Werthausen, in der Ecke nördlich des Weges nach Asterlagen und westlich des heute vom Rheindamme begrenzten, alten linken Rheinufer, und zwar etwa $\frac{1}{2}$ Meile südwestlich des klassischen Bodens von Asberg eine Ebene, welche durch spärlichen Wuchs der Halmfrüchte eine grössere bauliche Anlage verrieth, deren Fundamente nur von einer geringen Humusdecke eingeschlossen sein konnten. Der Volksmund sagt, hier habe „Schloss Steinbrink“ gestanden. Das Grundstück, welches zu Werthausen gehört, ist zum grössten Theile im Besitze des Herrn Verwaltungssecretärs H. Maassen in Rheinberg.

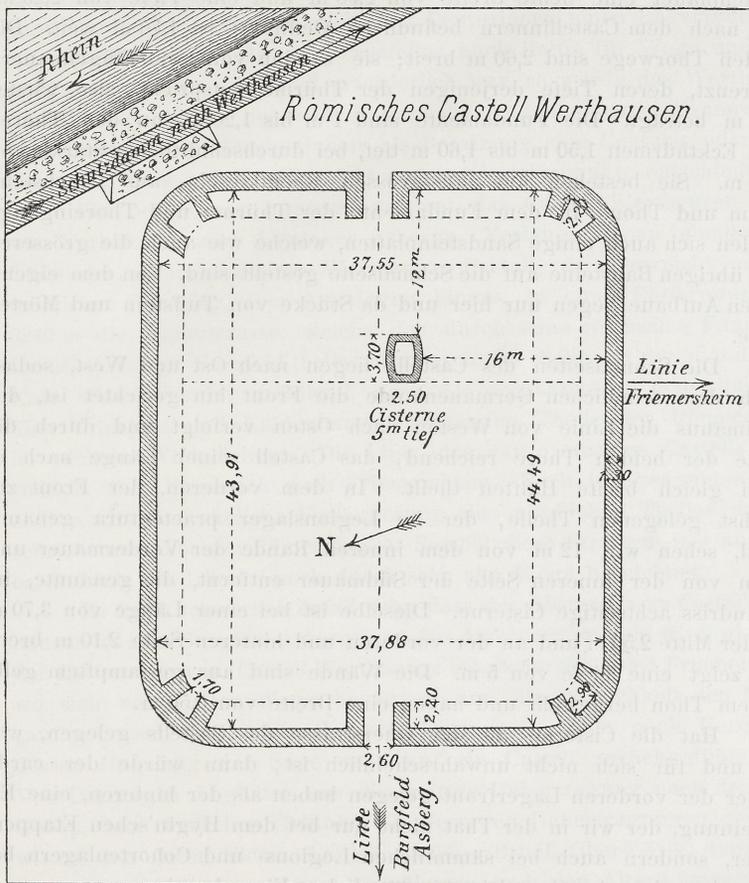
Im verflossenen Winter liess Herr Landrath Haniel von Moers unter der Aufsicht des Herrn Obersteigers Wiedelmann aus Homberg die Fundamente aufdecken, untersuchen, aufzeichnen und zuwerfen. In dem Fundberichte ist von einer altrömischen Mauerung die Rede, deren Breitseiten von Westen nach Osten liegend, zwei Thore zeigen sollen. Man habe innerhalb der Mauerung eine Leichenstätte offen gelegt mit drei Lagen übelriechender Leichenasche, gekrönt von einem sieben Striche zeigenden dreieckigen Leichensteine.

1) Siehe Jahrb. Bd. 60 S. 4; 68 S. 2.

2) Die Mittheilung, welche Herr Dr. phil. Siebourg im Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift, Jahrg. XI, Nr. 1, S. 18—20 über denselben Gegenstand gebracht hat, dürfte hierdurch eine Berichtigung und Ergänzung finden. Dass der Rhein dort den von mir im Hefte 90. d.

Aus einer von mir an Ort und Stelle vorgenommenen sachlichen Untersuchung und genauen Aufnahme ersah ich bald, dass Wiedelmann das von ihm genommene Längenmaas der Mauerung mit dem der Breite verwechselt und so die von ihm in der Himmelsrichtung richtig angegebenen Thore an die Breitseiten gelegt hatte. Die Leichenstätte ist wohl nur eine mit verschiedenen Brandschuttlagen gefüllte Cisterne.

Auf dem untenstehenden Plane habe ich die Aufnahme wieder-



gegeben, welche ich unter freundlichem Beisein des Herrn Oscar Rautert, anfertigte. Wir haben es danach mit einem kleinen römischen Castelle

Jahrh. beschriebenen Lauf in vorgeschichtlicher Zeit gehabt haben muss, beweise ich durch die, des besagten Rheinbettes Alluvionen durchschneidende, Asberger Römerstrasse und deren frühromische Gräberfunde.

zu thun, das allen theoretischen Voraussetzungen, welche man an ein solches stellt, Rechnung trägt.

Die Mauerung bildet ein längliches Viereck mit abgerundeten Ecken. In jeder Ecke ist ein trapezförmiger Thurm zu sehen und die beiden Schmalseiten der Befestigungen zeigen je ein Thor.

Der Innenraum des Castells hat eine Länge von 44,49 bis 43,91 und eine Breite von 37,55 bis 37,88 m. Die Eckthürme zeigen an der Castellmauer eine lichte Breite von 2,90 m und eine Tiefe von 2,20 m; die nach dem Castellinnern befindliche Oeffnung ist 1,70 m weit. Die beiden Thorwege sind 2,60 m breit; sie werden von zwei Flügelmauern begrenzt, deren Tiefe derjenigen der Thürme entspricht, also wieder 2,20 m beträgt. Die Fundamente sind 1 m bis 1,20 m, an den Thoren und Eckthürmen 1,50 m bis 1,60 m tief, bei durchschnittlicher Stärke von 1,30 m. Sie bestehen aus faustgrossen Rheinkieseln, aus Bruchstein, Lehm und Thon. In dem Fundamente der Thürme und Thoreingänge fanden sich auch einige Sandsteinplatten, welche wie auch die grösseren der übrigen Bausteine auf die Schmalseite gestellt sind. Von dem eigentlichen Aufbaue liegen nur hier und da Stücke von Tuffstein und Mörtelreste.

Die Schmalseiten des Castells liegen nach Ost und West, sodass nach dem feindlichen Germanenlande die Front hin gerichtet ist, der decimanus die Linie von Westen nach Osten verfolgt und durch die Mitte der beiden Thore reichend, das Castell seiner Länge nach in zwei gleich breite Hälften theilt. In dem vorderen, der Front zunächst gelegenen Theile, der im Legionslager praetentura genannt wird, sehen wir, 12 m von dem inneren Rande der Vordermauer und 16 m von der inneren Seite der Südmauer entfernt, die genannte, im Grundriss achtseitige Cisterne. Dieselbe ist bei einer Länge von 3,70 m in der Mitte 2,50 m und an der vorderen und hinteren Seite 2,10 m breit; sie zeigt eine Tiefe von 5 m. Die Wände sind aus gestampftem gellichem Thon hergestellt und haben eine Breite von 0,50 m.

Hat die Cisterne an der Querstrasse des Castells gelegen, was an und für sich nicht unwahrscheinlich ist, dann würde der cardo näher der vorderen Lagerfront gelegen haben als der hinteren, eine Erscheinung, der wir in der That nicht nur bei dem Hygin'schen Etappenlager, sondern auch bei sämmtlichen Legions- und Cohortenlagern begegnen, welche im Grundriss ein längliches Viereck zeigen.

Innerhalb des Castells lagen zahlreiche römische Dachziegelstücke und Scherben von römischen irdenen Ess- und Trinkgeschirren, dann die, offenbar von den Speiseresten herrührenden Thierknochen, ferner einige Schmuckstücke, Nadeln, Waffenstücke und Münzen, während ausserhalb des Castells, vor dem Westthore mehrere römische Leichen-

brandgräber angetroffen worden sind. Die meisten keramischen Reste deuten auf die Zeit der Flavier und Antonine.

Was die Besetzung selbst betrifft, so würde diese nach der von Cohausen'schen Berechnung (Grenzwall S. 336—341) der der Limescastelle Hunnenkirchhof und Eulenbach (= 160 und 162 m Umfang) gleich zu stellen sein; für diese nimmt v. Cohausen zwei Manipeln an; allein im Legionslager von Novaesium ergeben die thatsächlich festgestellten Lagerungsverhältnisse eine andere Auffassung. Hier braucht ein einziger Manipel inclusive seinen beiden Centurionen einen Lagerraum von 2080 Quadratmeter. Da nun zweifellos auch Raum für Wege und Verpflegungsanstalten im Castell erforderlich war, so würde das Werthausener Castell, nach Abzug des vom Lagerwalle eingenommenen Raumes, bei 1200 Quadratmeter Flächeninhalt als Besetzung eine Centurie oder zwei Turmen gehabt haben, falls nicht andere Gesichtspunkte entschieden.

Ein besonderes Interesse gewinnt das Castell Werthausen durch sein Verhältniss zum Alenlager Asbergs. Verlängert man nämlich die Linie des decimanus vom Werthausener Castell, dann erreicht man in westlicher Richtung über Asterlagen hinaus, in einer Entfernung von 3240 m die Römerstrasse, welche das durch seine römischen Funde bekannte Asberger Burgfeld theilt und zwar an der Stelle, an der dieselbe ein Knie bildet. Es ist auffallend, dass der decimanus zu dem südlichen, über Trampett und Kaldenhausen führenden Theile der Römerstrasse im rechten Winkel liegt. Die Linie des cardo unseres Castells führt südlich über Emmerich nach Friemersheim. Nach letztgenanntem Orte zielt auch eine südliche Verlängerung des nördlichen Theiles der beschriebenen Asberger Römerstrasse. Sowohl diese Strassen-, als auch die cardo-Linie wird heute noch durch sehr alte Wege bezeichnet.

Es kann schwerlich Zufall sein, dass der Abstand vom Castell Werthausen bis zum Burgfeld Asbergs, wo das Alenlager gesucht wird, gleich ist der Entfernung vom Castell Werthausen bis zu der Stelle bei Friemersheim, wo sich beide alten Wege begegnen und die Oertlichkeit den Namen „auf'm Caess“ führt. Die doppelte Entfernung führt nach Uerdingen, dessen Ursprung der Sage nach auf ein Castell zurückgeführt wird. Von Uerdingen begleitet uns die weitere Uebertragung nach dem Orte Gellep, dem römischen Gelduba. In ferneren Uebertragungen gelangen wir zu den Orten Nierst, Langst, Strümp, Brühl, Ober-Lörlik, dann nach Nieder- resp. Obercassel, wo dem Namen und den Alterthümer-Funden nach auch ein Castell nicht unwahrscheinlich erscheint. Weiter werden wir nach einer Stelle bei Heerdt geführt, wo römische Baufundamente in Begleitung einer Strasse zu Tage treten, dann nach dem „Kaiser“ unterhalb Neuss; von hier nach dem Orte Neuss selbst, wo Spuren eines Castells von mir nie recht erklärt werden konnten, und von dieser Stelle nach dem Römerlager bei Grimlinghausen. Man braucht nur die General

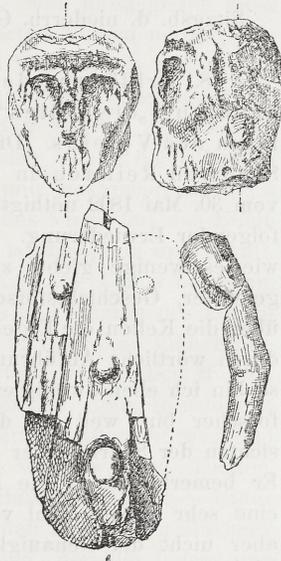
stabskarte zur Hand zu nehmen, um festzustellen, dass auch die gleichen Entfernungen oberhalb des Römerlagers wieder auf klassische Punkte stossen. So erreichen wir zunächst den durch römische Baufundamente und Grabfunde bekannten „Reckberg“ oberhalb Grimlinghausen, um dann, nachdem wir bei zweimaliger Uebertragung die römische Rheinstrasse weggeschwemmt finden, das Castell Bürgel mit den Denkmälern einer vexillatio zu begrüßen, so geht es weiter bis über Bonn hinaus!

Ausdrücklich muss ich allerdings hervorheben, dass es nur eine Möglichkeit ist, an genannten Stellen Castelle in jenen regelmässigen Abständen zu finden; denn das freilich sehr auffallende Zusammentreffen jener röm. Alterthümer mit der Entfernung vom Castell Werthausen nach dem Castell Asberg kann auf reinem Zufall beruhen. Ich möchte nur die Freunde unserer Bestrebungen auf die Wichtigkeit des für die rheinische Forschung, Dank der Veranlassung des Herrn Landrath Haniel, gewonnenen neuen Castelles aufmerksam machen und zu weiteren Unternehmungen dieser Art anregen. Immerhin bleibt jedoch auch die Thatsache zu berücksichtigen, dass die Limescastelle Deutschlands im allgemeinen 800 Meter von einander entfernt liegen, dass jedoch auch solche von 5500 bis 6500 m Abstand vorkommen. Letztere Castellentfernung stimmt mit der des Römer-Walles Britanniens überein. Dahingegen liegen die sogenannten Meilencastelle des genannten Walles, welche allerdings bei 24,50 zu 15,50 m Seitenausdehnung kleiner sind als das Castell Werthausen, in Abständen von 1473 m zwischen den grösseren Castellen angeordnet. Ausserdem sollen noch zwischen den Meilencastellen je vier Wachthürme, also mit 375 Schritten Abstand zu einander gestanden haben (v. Cohausen, Grenzwall, S. 311), die ein Quadrat von 4,25 bis 4,90 m Seite mit 91 cm starken Mauern bilden (4,14—5,50 m beträgt die Seitenlänge der Limes-Warthürme). Am meisten würde die Entfernung zwischen Castell Werthausen und Asberg übereinstimmen mit den, durchschnittlich freilich 2400 m, jedoch auch 3- bis 4000 m Abstand zeigenden, 66 zu 90 m und 150 zu 150 m Seite vorführenden Castellen des Pius-Walles.

Constantin Koenen.

7. Ein vorgeschichtliches Menschenbild aus Mammuthzahn. Herr Prof. Makowsky sandte mir im December 1891 einen zu Brünn $4\frac{1}{2}$ m tief im Löss gefundenen Menschenschädel, der mit grösserer Wahrscheinlichkeit der Rennthierzeit oder gar der neolithischen Periode als der Mammuthzeit zuzuschreiben ist. Bei dem Schädel lag eine aus Mammuthzahn geschnittene menschliche Figur von 20 cm Grösse, die für ein Idol zu halten ist, welches als Anhängsel getragen wurde, denn sie ist in der Längsachse durchbohrt. Diese Durchbohrung muss für eine künstliche gehalten werden, weil nur am obern Theile des Mammuthzahnes, der in der Alveole steckt, sich eine Höhlung befindet, die bei

einem nicht ganz ausgewachsenen Mammuth der Bonner Sammlung 30 cm tief ist und sich nach unten wie ein Hohlkegel zuspitzt; der übrige Theil des Stosszahnes ist in der Mitte dicht und hat keine Spur einer Höhlung. Die Figur ist nackt, wie die auf dem Rennthierknochen von la Madelaine, an ihr sind als vorspringende Knöpfe die Brustwarzen, der Nabel und das Membrum virile mit der Glans penis zu sehen. Der Kopf derselben lässt im Profil merkwürdiger Weise dieselbe rohe Stirnbildung mit der Einsenkung über der Glabella erkennen, wie sie der Schädel besitzt, welcher Umstand beweist, dass es sich um eine typische Bildung des Menschen der damaligen Zeit handelt. Auch die breite Nasenwurzel ist dargestellt. Der untere Theil des Gesichtes ist übermässig gross. Der allgemeinen Kopfform hat der Künstler wohl keine Beachtung geschenkt. Sie ist in hohem Maasse brachycephal. Auf dem Scheitel sind drei Kreise sichtbar, es sind die getrennten Lamellen des Zahnbeins. Auch ein abgebrochener und wohl modellirter Arm der Figur ist erhalten. Mit den sehr rohen, plastischen Darstellungen der Menschengestalt, wie sie in Frankreich und Belgien aus quaternärer Zeit gefunden worden sind, hat das Idol von Brünn keine Aehnlichkeit. R. F o r r e r hat in grosser Vollständigkeit die primitiven menschlichen Statuetten der Stein- und Bronzezeit Europas in der Antiqua, 1887 S. 75, 1888 S. 2, 20 und 48, 1889 S. 51, 1890 S. 62 zusammengestellt und abgebildet. Die ältesten Bilder des Menschen sind nackt und die Schaamtheile sind meist besonders hervorgehoben; so ist es auch noch bei den phönizischen Bronzestatuetten von Ellora in Portugal. Wir dürfen glauben, dass sie aus einer Zeit stammen, wo er unbekleidet war. Bei denen der nordischen Bronzezeit sind sie, wie F o r r e r bemerkt, aber schon bedeckt. Die thönernen Idole von Troja und Tiryns, aus Siebenbürgen, vom Mondsee und aus dem Laibacher Moor



Das Idol nach einer Zeichnung von Makowski in $\frac{1}{3}$ Grösse.

sind viel unvollkommener gestaltet, sie verrathen aber ihr jüngeres Alter wie die von Troja und Laibach durch die Bekleidung und deren Ornamente. Nur die von R. K l e b s, der Bernstein schmuck der Steinzeit u. s. w. Königsb. 1882, beschriebenen Bernstein-Amulette von Schwarzort auf der kurischen Nehrung können damit verglichen werden, wenn sie auch in der künstlerischen Darstellung gegen die Figur von Brünn zurück bleiben. Die Idole von Schwarzort sind mit Steinwerkzeugen

verfertigt. Klebs glaubt, dass die Steinzeit des Ostbalticum an den Beginn des ersten Jahrhunderts v. Chr., wenn nicht noch früher zu setzen ist. Noch eine Uebereinstimmung zeigt sich in den Funden von Schwarzort und dem von Brünn. Dort fanden sich zahlreiche durchbohrte Scheiben von Bernstein, darunter eine, bei Klebs Taf. VII 7, am Rande gekerbt, bei dem Schädel von Brünn lagen in derselben Schicht 14 kleine Scheiben, nach Makowski fünf aus Mammuthzahn, sechs aus Rhinoceroszahn oder -knochen, drei aus Stein; sie sind 62 bis 32 mm im Durchmesser gross, zwei sind am Rande gekerbt, zwei haben in der Mitte ein Grübchen, nur eine ist durchbohrt. Man kann sie vielleicht für religiöse Symbole halten, für Bilder der Sonnenscheibe und in Beziehung bringen zu der im Alterthum so verbreiteten Verehrung dieses Gestirnes. Makowski schreibt den Fund der Mammuthzeit zu, da in Mähren Rennthierreste und Mammuthreste mit Artefacten aus den Knochen beider Thiere zusammen vorkommen. Vgl. Mittheil. d. Wiener anthrop. Ges. XII 1892, S. 73.

Sitzgsb. d. niederrh. G. v. 11. Jan. 1892. H. Schaaffhausen.

8. Erklärung des Vorsitzenden, ein Nachtrag zu der Abhandlung „die Kelten“ in der Festschrift zum 50jährigen Jubiläum des Vereins. Die Besprechung meiner Arbeit durch den Herrn Salomon Reinach in der *Revue critique d'histoire et de littérature* vom 30. Mai 1892 nöthigt mich wegen Berichtigung falscher Angaben zu folgender Erwiderung. Der Verfasser nennt mich einen Polygraphen, wie es wenige giebt, zugleich Naturforscher, Archaeologe, Sprachgelehrter, Geschichtsforscher u. s. w. Wenn ich in einer Untersuchung über die Kelten die Ergebnisse der neuesten keltischen Sprachforschung durch wörtliche Anführung des Urtheils von Sachverständigen mittheile, so bin ich ebensowenig ein Sprachforscher als ich deshalb ein Geschichtsforscher bin, weil ich die bei einer solchen Arbeit unerlässlichen Ansichten der Schriftsteller des Alterthums über die Kelten zusammenstelle. Er bemerkt dann, die Mannigfaltigkeit meiner Kenntnisse, die durch eine sehr grosse Zahl verschiedener Arbeiten bezeugt sei, entspreche aber nicht der Genauigkeit meiner Angaben. Die vorliegende Schrift behandle einen der schwierigsten Gegenstände, wimmele aber von Irrthümern aller Art; auch gründe sie sich, vielleicht von dem anthropologischen Theile abgesehen, nur auf Arbeiten zweiter Hand, von denen die einen vollständig veraltet seien, die anderen ohne Werth. Ich kann versichern, dass ich unter den Schriftstellern über die Kelten eine vorsichtige Auswahl getroffen habe, der willkürlichen Behauptung Reinach's fehlt jeder Nachweis. Er fügt dann noch hinzu, dass die Composition und der Styl meiner Abhandlung an die ungeordneten Schriften Bastian's erinnerten und schliesst seine Berichterstattung mit den Worten: „nous

n'y insisterons pas⁴. Von dem eigentlichen Inhalte meiner Arbeit spricht er mit keinem Worte. Wenn alle die Fehler, von denen er in einer Note 14 anführt, wirklich vorhanden wären, so beträfen sie doch nur Nebensächliches und würden an dem wesentlichen Inhalte meiner Untersuchung gar nichts ändern. Wir wollen aber sehen, wie es sich mit den angeblichen Irrthümern verhält.

Auf Seite 67 meiner Abhandlung steht: der Name Galater kann von gala, Milch kommen. Diese Meinung hat von Becker a. a. O. S. 12 geäußert. Dieselbe ist nicht so werthlos, wie es scheint. Becker sagt: Der erste Schriftsteller über die Donaugallier im dritten Jahrhundert, Timaeus, lässt dieselben von einem Cyclopen und von der Galatea abstammen, vielleicht um durch den Cyclopen die Gottlosigkeit der delphischen Tempelräuber und durch die Galatea die milchweisse Hautfarbe des Volkes zu bezeichnen, denn gala heisse Milch und auch die Römer redeten von milchweissen Hälsen der Gallier, Virgil Aeneis VIII 661: lactea colla auro innectuntur. Man kann gegen diese Ableitung einwenden, dass das Wort dann Galactea heissen müsste, wie γαλάκτινος und viele andere. Aber in Pape's Wörterbuch der griech. Eigennamen I 237 wird γαλαθεία oder γαλαθείη zuerst mit Weissling, Milchweiss übersetzt, er sagt S. 231, die Grammatiker führten auch einen Genitiv γάλατος an. Im griechischen Wörterbuch von Pape kommt γαλακτόχως und γαλατόχως, γαλακτοθρέμων und γαλατοθρέμων vor. Wenn Reinach a. a. O. p. 76 die lactea colla des Virgil auf das Elfenbein griechischer Sculpturen beziehen will, so ist das ganz unstatthaft. Virgil beschreibt den Schild, welchen Vulkan, durch die Venus bewogen, dem Aeneas gefertigt hatte, auf dem Schicksale und Thaten des künftigen Roms dargestellt waren. Zu einem Schilde wird Vulkan kein Elfenbein verwendet haben. Wie Virgil an dieser Stelle von gelben Haaren und gestreiften Mänteln spricht, weil die Gallier solche trugen, so schildert er auch die Häse als milchweiss, weil sie solche hatten und nicht weil ihm griechische Sculpturen der Gallier in Elfenbein vorschwebten. Diodor, Tacitus, Ammianus M. u. A. schildern die weisse Haut der Gallier. — Unter dem biblischen Sesostris S. 68 ist nur der in den Mosaischen Büchern mehrfach angeführte Aegypterkönig zu verstehen, der hier immer nur Pharao, aber seit Herodot im ganzen griechischen Alterthum Sesostris genannt wird. Man leitet diesen Namen von einem auf ägyptischen Monumenten vorkommenden Beinamen des Ramses: Sestesu her. Da die Bibel keine Namen der Könige nennt, ist mit Sicherheit nicht zu sagen, unter welchem Joseph nach Aegypten kam, unter welchem Moses geboren wurde und die Juden Frohndienste leisten mussten. Man glaubt, dass Joseph unter Apepi I. nach Aegypten kam, Lepsius setzt ihn später, in die Zeit des Seti I., er hält Ramses II. für den Bedrucker der Juden und lässt unter seinem Sohne Merenptah ihren Auszug geschehen. Während Bunsen

in Sesostris eine Combination zweier Herrscher des alten Reiches sehen wollte, wies Lepsius nach, dass Sesostris dem Ramses II. gleichzusetzen sei. Wie die heutige ägyptische Forschung diese Frage beantwortet, fasst Wiedemann, Geschichte von Altägypten 1891 S. 123 in folgenden Worten zusammen: Ramses II. ist es vor allem, an den die Sage von Sesostris anknüpft. Sesostris ist freilich nicht einfach Ramses II., er ist überhaupt keine historische Persönlichkeit im strengen Sinne des Wortes. Man hat die wirklich vorhanden gewesene Person eines Herrschers benutzt, um ihr alle Thaten und Erfolge zuzuschreiben, welche ägyptische Fürsten überhaupt je errangen. Rosellini hatte in der Erklärung seines a. a. O. Vol. I T. 79 erwähnten Bildes Ramses III. als den Sesostris bezeichnet. Die griechischen Exegeten nennen Sesostris nicht und haben sich mit der geschichtlichen Individualität der betreffenden Pharaonen gar nicht befasst. — Dass die blonden Bewohner des Atlas Nachkommen der Vandalen seien, hält Reinach für einen Irrthum. Schon Prichard führt die Meinung an, dass die blonden Berbern des Gebirges Aures die Ueberreste der von Belisar besiegten Vandalen seien a. a. O. II S. 30. An einer anderen Stelle, III 126 sagt er, Vandalen drangen im Anfang des fünften Jahrhunderts mit Sueven und Alanen in Gallien ein, verliessen Spanien und zogen nach Afrika. Auch neuere Reisende haben über diese blonden und blauäugigen Kabylen berichtet. Moritz Wagner fand einen solchen, welcher sagte: deine und meine Väter waren Brüder. Die Bewohner von Algier nannten die Deutschen in der Fremdenlegion französische Kabylen. Rohlf's sah in Marokko einen blonden Berber und hörte eine ähnliche Bemerkung wie Wagner. Er leitet die in Algerien und Tunesien vorkommenden Blondnen von den in Nordafrika sitzenden gebliebenen nordischen Völkern, den Vandalen, Gothen u. a. ab. Es giebt auch Zeugnisse für einen viel älteren Ursprung derselben. Faidherbe berichtete zuerst auf der Anthropologen-Versammlung in Brüssel C. r. 1872 p. 406 über die zahlreichen Dolmen Nordafrika's, die sich von denen des westlichen und nördlichen Europas nicht unterschieden, er maass die Skelette aus 14 Gräbern und fand eine grosse, dolichocephale Rasse, er sieht sie abgebildet in der blonden blauäugigen Rasse der ägyptischen Grabgemälde, die in das 15. Jahrhundert vor Chr. gesetzt werden. Die Tuaregs schienen ihm der reinste Stamm dieser Rasse und ihrer Sprache zu sein, diese nennen ihre Sprache: tamahoug. Faidherbe berichtet 1874 in der Bull. de la Soc. d'Anthrop. p. 141, dass Maspero ihm mittheilte, die Tamahu würden i. J. 3000 vor Chr. zuerst genannt, aber erst in einer späteren Schreibart als Männer des Nordens bezeichnet. Vélain schildert ebendasselbst p. 125 die blonden Kabylen in Algerien, zumal in der Provinz Oran und sagt, dass Mac-Carthy diese Rasse, die sich in allen Stämmen der Kabylen finde, geradezu als germanisch bezeichne. Brinton beobachtete sie unter den Kabylen von

Algier, Walter B. Harris unter den Gebirgsbewohnern von Marokko, Quedlinfeldt, Zeitschr. f. Ethnol. 1888 S. 115 bemerkt, dass sie vollkommen dem nordgermanischen Typus gleiche. In den Bull. 1889 p. 458 werden die Tamahu, deren Reste unter den Berbern leben, als die nordeuropäischen Eroberer Libyens bezeichnet. Die Ansichten F a i d h e r b e's sind in Frankreich nicht widerlegt worden, wie aus dem Necrolog des verdienten Forschers von L a b o r d e hervorgeht, vgl. Bull. 1889 p. 452. Daniel G. Brinton fasst, Races and peoples, New York 1890 p. 118, die blonden Berbern des Atlas, die Rifians in Marokko, die Kabylen in Algerien unter dem Namen des libysch-teutonischen Typus zusammen. — Wenn R e i n a c h e s in Abrede stellt, dass die Regenbogenschüsselchen, wie ich S. 69 sage, den asiatischen Ursprung der Cultur der Kelten bezeugen, so muss er widerlegen, was S t r e b e r, Abh. der K. Bayr. Akad. d. W. B. IX und ich Rh. Jahrb. LXXXVI, S. 1 darüber gesagt haben und die Uebereinstimmung des Triquetrum auf jenen Münzen und auf denen Lyciens auf andere Weise erklären, vgl. Sir Charles F e l l o w s, Coins of ancient Lycia London 1855. — R e i n a c h e s bezweifelt, dass die Bronzeaxt, S. 70, Kelt genannt worden sei, weil man sie den Kelten zuschrieb. Die Mittheilung des Herrn von B e c k e r über die Geschichte des Wortes Celt im Archiv f. Anthrop. X ist vom December 1876. Er führt an, dass Schreiber 1839 den Celt die Nationalwaffe der Kelten genannt, es aber unbestimmt gelassen habe, ob das Volk von der Waffe oder diese von jenem den Namen führe. Er sagt nicht, woher er die Angabe hat, dass das lateinische Wort celtis aus einem Schreibfehler des Wortes celte statt certe in der lateinischen Uebersetzung der Stelle Hiob c. 19 v. 23 entstanden sei. Am ausführlichsten hat J. E v a n s, The ancient Bronze-Implements of Great Britain and Ireland, London 1881 p. 27 über den Ursprung des Wortes celt geschrieben. Er führt an, dass Beyer vor 200 Jahren schon angegeben habe, dass einige Handschriften der Vulgata an der betreffenden Stelle certe statt celte schrieben und dass diese wahrscheinlich die ältesten und besten seien. Beyer bildet in seinem Thesaurus Brandenburgensis 1696 einen celt ab unter der Benennung Celtes. Er glaubt, dass derselbe ein Werkzeug des Bildhauers sei. Später hielt man die Celte für römischen, britischen oder gallischen Ursprungs. Poggé leitete 1787 den Namen Celt nicht von celtis, sondern vom celtischen Volke her. Evans glaubt, dass man diese Instrumente möglicher Weise Celte genannt habe, weil es nahe lag, sie mit den Celten in Verbindung zu bringen. Aus dieser Ursache hätten französische Forscher einen neuen Plural des Wortes, Celtae gebildet. Ebenso habe man sie in England allgemein den alten Celtae zugeschrieben. — Auf Seite 73 sage ich, die Alten kannten in vorrömischer Zeit das Ziegelbrennen nicht. Dieser Satz ist freilich nur für Europa richtig. Es ist bekannt, dass die Mauern von Babylon im Innern aus Luftziegeln gebaut waren, nach M e n a n t, Baby-

lone et la Chaldée p. 184 waren sie aber nach aussen mit gebrannten Ziegeln bedeckt. Schon Herodot berichtet I 179, dass die 50 Ellen breite und 200 Ellen hohe Umfassungsmauer Babylons aus in Oefen gebrannten Ziegeln und aus heissem Erdpech gebaut sei. In Theben ist eine kleine Mauer aus der 21. Dynastie in ihren Trümmern erhalten, die aus gebrannten und gestempelten Ziegeln errichtet ist. Die Umfassungsmauern der Tempel in Aegypten bestanden aus ungebrannten Ziegeln oder waren nur Erdwälle. Auch fertigten die Aegypter aus gebranntem Thon glasierte Platten zum Verzieren der Wände an. Ernest de Sarzec, Découv. en Chaldée Paris 1887 berichtet, dass sich in den Bauten von Goudea rohe und gebrannte Ziegel finden, die letztern tragen den Namen eines Gottes. Doch giebt es auch in Asien kein grösseres Gebäude aus dem Alterthum, welches ganz aus gebrannten Ziegeln errichtet wäre. Man ging mit denselben, wie Kaulen glaubt, sparsam um, weil es im Lande an Brennmaterial fehlte. In der Bibelstelle, Moses 11, 3, kann das hebräische Wort für Brennen nach ihm nur auf künstliche Gluth bezogen werden. Schliemann sagt, Troja p. 60 und 76, dass Tempel- und Festungsmauern daselbst aus Ziegeln gebaut sind, die erst nach Errichtung der Mauern gebrannt worden seien. Das zu beiden Seiten der Mauer angezündete Feuer konnte um so stärker wirken, als dieselbe der Länge und Quere nach von Kanälen durchzogen war, die mit Holz gefüllt waren, das im gebrannten Thon Eindrücke hinterlassen hat. Die Thonschichten zwischen den Ziegeln sind ebenso stark gebrannt wie diese selbst. Je näher die Ziegel bei den Kanälen waren, um so stärker sind sie gebacken. Bilder veranschaulichen den Bau der Mauer. Diese Bauweise war sicher das Vorbild unserer Ziegelöfen. Nach Sayce a. a. O. p. 180 war der von Nebuchadnezzar gebaute Tempel Birs-i-Nimrud ebenso gebaut. Im Globus B. XIII S. 353 ist über Lejeans Reise nach Babylonien im Jahre 1866 berichtet. Dieser spricht von verglasten Blöcken auf dem Gipfel des Hügels, auf dem der Birs Nimrud steht. Auch er glaubt, dass sie die Bekleidung des Denkmals bildeten und verspottet die Meinung, dass ein Blitzstrahl den Thurm getroffen habe. Die verglasten Burgen Schottlands sind ein weiteres Beispiel dieser Bauweise. Butler hat ihr Vorkommen in Amerika, Daubrée in Frankreich beschrieben, sie sind im Elsass und in Böhmen bekannt. Virchow hat verschlackte Mauern in Sachsen und Schlesien, ich selbst eine solche bei Kirn-Sulzbach im Rheinland beschrieben, Anthropologen-Versammlung in Regensburg 1881 S. 143 u. Verh. d. Naturh. V. 1882 Stzb. S. 7. Die Beweisstücke der von mir selbst ausgegrabenen Mauerreste sind in meiner Sammlung. Dörpfeld, Der antike Ziegelbau u. s. w. Festschr. f. Curtius Berlin 1884, bestätigt, dass die sämtlichen Mauern von Ilion, auch die von Mykene, Tiryns, Eleusis, wie die der Städte in Mesopotamien aus Luftziegeln gebaut sind. Er scheint aber abweichend von Schlie-

mann zufälligen Brand als Ursache der Verschlackung anzunehmen und bemerkt, dass die Ziegel und die Lehmschichten dazwischen zu hartem Stein gebrannt seien. Noch heute würden in Griechenland die Luftziegel gebraucht und heute würden zur Verstärkung der Mauern Längen- und Querhölzer horizontal in dieselben eingelegt. Es ist wenig wahrscheinlich, dass bei oberirdischem Brande die Fundamente in der Tiefe der Erde sollten vollständig verschlacken können. — Ich hatte auf S. 76 gesagt, dass der Gallier der Gruppe Ludovisi einen Halsring trage, weil de Baye a. a. O. S. 12 so berichtet hat. In einer neueren Zuschrift hält derselbe es für möglich, dass man Falten des Gewandes für einen Torques gehalten habe. — Wenn Reinach sagt, es giebt keinen Gallierkopf in Marmor zu Bologna, so wird jeder Leser glauben, dass eine solche Büste dort nicht vorhanden sei. Ich habe aber nur das Versehen begangen, einen Marmorkopf daselbst anzuführen, während die Büste aus Kalkstein, calcaire, gefertigt ist. Reinach selbst führt sie S. 6 als Porträt eines keltischen Häuptlings an. — Gegen meine Behauptung S. 77, dass der Torques für einen Schmuck der Männer, nicht der Weiber zu halten sei, macht er den Einwurf, dass die Abwesenheit des Torques in den männlichen Gräbern der Champagne eine ausgemachte Sache sei, als wenn dieser Umstand, gegen die Zeugnisse der Schriftsteller, die bildlichen Darstellungen und andere Gräberfunde irgend Beachtung verdiente. Baron de Baye stellt, sur l'usage du torques chez les Gallois, in den Bull. d. trav. hist. 1885 Nr. 2 zahlreiche Grabfunde zusammen, die beweisen, dass der Torques ein Schmuck der Männer war. — Ich sage in meiner Abhandlung, man glaubt, dass der Sarkophag von Ammendola die Schlacht bei Telamon vorstelle, was Reinach in der bestimmtesten Weise verneint. Ich bezog mich auf die Ansicht Nibby's, die von Braun getheilt war. In dem Worte: man glaubt, war von mir das Unsichere der Deutung bezeichnet. Reinach hat in dem angeführten Aufsätze Revue archéol. 1889 diesem Alterthum eine sehr ausführliche Betrachtung gewidmet, welche die Unmöglichkeit von Nibby's Ansicht begründen soll. Ich stelle in Abrede, dass Reinach einen vollgültigen Beweis für seine Ansicht beigebracht hat. Wie er selbst erzählt, haben schon 1830 Raoul-Rochette und Amati in dem genannten Relief andere Darstellungen gesehen, jener die Schlacht bei Delphi, dieser eine Niederlage der Galater in Kleinasien. Nibby vermuthete 1840, dass ein Nachkomme des Consuls Atilius Regulus in dem Sarge bestattet gewesen sei, und dass sich die Darstellung auf den Tod des letzteren in der Schlacht bei Telamon beziehe. Auch der Gallierkönig Anercestus, der sich selbst tödtete, sei dargestellt, wie der zweite Keltenkönig Concolitanus, der gefangen genommen wurde. Diese Beziehungen kann man für sehr fraglich halten und doch annehmen, das in Rom gefundene Relief sei eine Darstellung der in Etrurien gelieferten, von Polybius, II 27—31 so lebhaft be-

schriebenen Schlacht bei Telamon. Dass Anercestus nach Polybius sich erst nach der Niederlage der Gallier tödtete, hier während der Schlacht, ist nicht entscheidend für das Gegentheil. Die neuere Forschung hat festgestellt, dass der Styl des Reliefs dem zweiten Jahrhundert n. Chr. angehört und dass die einzelnen Gruppen in Kunstwerken der Pergamenschen Schule wiedergefunden werden. Dass der Künstler, der die Schlacht bei Telamon darstellen wollte, griechische Vorbilder benutzt hat, ist sehr natürlich und zeigt sich schon in dem einer phrygischen Mütze gleichenden Helme eines Kriegers; auch berichtet Plinius, dass mehrere Künstler die Kämpfe des Attalus und Eumenes gegen die Gallier dargestellt hätten. Dieser Umstand beweist für den Gegenstand unserer Darstellung gar nichts. Auch Brun n hat, was Reinach nicht anführt, J. doni di Attalo, Ann. del Instit. 1870 p. 301 auf den Einfluss der Kunstwerke von Pergamon auf die Darstellung von Galliern aufmerksam gemacht und Gruppen des Sarcophags von Ammendola mit solchen Bildern verglichen. Dass man Sarcophage mit Gallierschlachten, wie die mit mythologischen Darstellungen, im Voraus für den Verkauf gearbeitet haben soll, ist viel weniger wahrscheinlich, als dass ein Künstler zur Zeit der Antonine noch für die Schlacht bei Telamon sich begeistern konnte. Auf römischen Sarcophagen sollen niemals Scenen aus der römischen Geschichte dargestellt sein, aber solche sind auf dem Triumphbogen des Titus und dem von Orange, wie auf der Trajansäule in Rom dargestellt! Dass man auf den beiden letzteren Kunstwerken auch Beziehungen zu den Skulpturen von Pergamon findet, zeigte Lenormant. Warum sollen Nero und Sueton sich geirrt haben, wenn sie auf einem Grabmal der Via Appia einen römischen Krieger sahen, der einen Gallier an den Haaren schleift? Es kommen ähnliche Darstellungen auf römischen Münzen vor. Auf einer Münze der Familie Sergia ist ein Reiter mit dem abgeschnittenen Kopfe eines Galliers zu sehen. Alle Gründe, mit denen Reinach seine Meinung vertheidigt, können bestritten werden. — Ich führe S. 101 an, dass die Cimbern, wie auch Prichard annimmt, Gallier waren. Auch Livius bezeichnet sie als solche und Tacitus nennt sie Germanen. Warum läugnet dies Reinach? Wie kann Reinach sich in solchen Fragen ein Urtheil beimessen, die so weit ab vom Gebiete seiner Studien liegen? Es ist um so auffallender, dass Reinach die Cimbern nicht für Celten halten will, weil gerade die französischen Forscher nach dem Vorgange von Thierry diese Ansicht verbreiteten. — Meine von Reinach angegriffene Behauptung auf S. 104, dass im Gebiete der Garonne im fünften Jahrhundert noch keltisch gesprochen worden sei, habe ich von Becker a. a. O. S. 59 entlehnt. Dieselbe ist wohl begründet. Ammianus Marcellinus sagt um 400, von Lugdunum an nördlich werden die Strassen nicht mehr nach römischen Millien, sondern nach gallischen Leugen gemessen. Auch Prichard sagt III S. 56, wir haben allen Grund zu glauben,

dass die keltische Sprache in einigen Theilen Galliens fast bis zum Ende der römischen Herrschaft fortgesprochen wurde. De Ranse erwähnt Bull. de la Soc. d'Anthrop. 1866 p. 487, dass nach Sidonius Apollinaris, der im fünften Jahrhundert lebte, die Gebildeten in den Städten damals lateinisch schrieben, während das Volk noch das Keltische beibehalten hatte. — Ich bedauere, dem Herrn Reinach nicht einmal das Verdienst zuerkennen zu können, zwei Druckfehler meines Textes entdeckt zu haben. Auf Seite 76 steht Vincetorix statt Vercingetorix und Arminium statt Ariminum. Es ist ihm viel angenehmer, mir diese Druckfehler als Irrthümer anrechnen zu können. Er schreibt: ich kenne keinen Vincetorix und Arminium ist nicht das alte Rimini!

Das Urtheil des Herrn Reinach über meine Schreibweise schlage ich sehr gering an. Hat doch der verdiente B. Pomerol in würdigerer Weise meine Schriften seinen Landsleuten empfohlen. Ich scheue mich nicht, den Verunglimpfungen Reinach's gegenüber seine Worte aus den *Materiaux pour l'hist. prim. et natur. de l'homme* 2. Sér. XI 1880 p. 48 hier mitzutheilen: „Les travaux du Dr. Schaaffhausen, que nous venons d'analyser, montrent à chaque instant le vaste savoir de l'auteur, sa méthode vraiment scientifique, la rectitude de son jugement et l'on ne saurait trop en recommander la lecture à ceux, qui veulent éviter les écueils, dont est semé, de nos jours encore, le champ de l'anthropologie.“ In fast allen vorgeschichtlichen Fragen ist Herr Reinach mein Gegner. Wie unzuverlässig und unvollständig die Angaben des Herrn Reinach in solchen Untersuchungen sind, möge man daraus entnehmen, dass er, *Antiquités nation.* I p. 309 den Neanderthaler Schädel in Württemberg gefunden sein lässt. Meine Abhandlung über den Neanderthaler Fund vom Jahre 1888 verlegt er p. 133 in das Jahr 1878. Ich soll p. 176 die Lartet'sche Platte mit dem Mammuthbilde mit einer andern verwechselt haben. Neben dem von mir restaurirten Kopfe des Neanderthalers, den er p. 139 nur der Curiosität wegen wieder giebt, bildet er einen Schädel ab, der damit gar keine Gemeinschaft hat. Auf p. 131 führt er den Angriff Hölders auf meine Forschungen im Ausland 1885 Nr. 15 an, verschweigt aber meine Antwort in demselben Jahrgang dieser Zeitschrift Nr. 30. Das sind einige der Fehler des Herrn Reinach, die ich berichtigen will. Er hat aber, anstatt die von ihm gerügten zahlreichen Irrthümer in meinem Aufsätze nachgewiesen zu haben, nur ein wahres Probestück einer leichtfertigen Berichterstattung geliefert.

Schaaffhausen.

9. Zu Jahrbuch XCII S. 145 f. Auf Wunsch des Herrn Archiv-Directors Dr. Wolfram, der sich eine eingehende Replik gegen die Ausführungen des Herrn Dr. Clemen vorbehält, und im Einverständniss mit Herrn Dr. Clemen bringen wir hiermit das im Jahrbuch 92

S. 145 f. erwähnte, von Metz, den 10. Februar 1892 datirte, an Herrn Dr. Wolfram gerichtete Schreiben des Herrn Baurath Tornow, unter Fortlassung einiger unwesentlicher, die in Frage stehende Angelegenheit nicht weiter berührender Stellen, im Wortlaute zum Abdruck:

„Sehr wider meinen Willen sehe ich mich durch Hineinziehen meiner Person von Ihrer Seite aus in die Polemik über das Alter der Reiterstatuette Karl's d. Gr. (Jahrbuch der Gesellschaft für lothr. Geschichte und Alterthumskunde, Jahrgang III Seite 336 ff.) zu nachstehender Entgegnung gezwungen

Zunächst will ich gern annehmen, dass die in der von Ihnen gewählten Form der Begründung des Werthes meines Gutachtens gelegene Zweideutigkeit eine unbeabsichtigte ist. Mag die gewählte Fassung, besonders wegen Benutzung von Gänsefüsschen bei zwei Worten, wozu, im Interesse textlicher Deutlichkeit allein, eine begründete oder zwingende Veranlassung jedenfalls nicht vorlag, auf den unbefangenen Leser auch im ersten Augenblick den Eindruck machen, als ob in derselben implicite eine Herabsetzung des Werthes meiner eigenen Meinung ausgedrückt sei, so liegt andererseits eine zwingende Nothwendigkeit zu einer solchen Schlussfolgerung deswegen nicht vor, weil eine andere Deutung immerhin möglich ist

Zur Sache selbst bemerke ich, dass aus der Fassung meines, übrigens keineswegs für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesenen Berichtes deutlich hervorgeht, dass es sich um eine nur vorläufige Mittheilung handelt, auch beweist das Datum desselben, dass dieser Bericht erstattet wurde vor Abgabe des Gutachtens des Professors aus'm Weerth, zu welchem letzterem derselbe auf meinen Antrag hin im Auftrage Sr. Excellenz des Herrn Staatssecretärs durch mich eingeladen war, und dass in dieser Mittheilung meinerseits nichts weiter enthalten ist als eine vorläufige, vor Abschluss seiner Arbeit enthaltene Vermuthung aus'm Weerths, die sich ferner nicht auf seine oder meine Wahrnehmungen, sondern auf diejenigen dem letzten bekannter französischer Archäologen stützt. Diese, in dieser Gestalt ausgedrückte Vermuthung hatte naturgemäss nicht den geringsten bindenden Zwang auf den thatsächlichen Ausgang des endgültigen Ergebnisses der von aus'm Weerth angestellten Untersuchungen, und wie Ihrerseits geschehen, Schlüsse so sehr weit tragender Bedeutung gerade hieraus zu ziehen, scheint wahrlich mehr als gesucht und gewagt. Vollends unverständlich aber ist es, wie Sie hieraus und bei dieser offenkundigen Lage der Sache einen Widerspruch herzuleiten vermögen zwischen einer vermeintlich nachträglich geänderten Meinung meinerseits gegenüber einem von mir abgegebenen ersten Gutachten.

Am meisten jedoch bedauere ich, dass Ihre Behauptung, ich zuerst in Deutschland hätte auf die karolingische Herkunft der Figur aufmerk-

sam gemacht, eine Unrichtigkeit enthält. Schriftstellerischem Gebrauche gemäss lässt die von Ihnen gewählte Ausdrucksform die Deutung zu, als ob ich jene Mittheilung öffentlich gemacht hätte, was thatsächlich nicht der Fall ist, da ich gleich von vornherein das Beschreiten dieses Weges in dieser Frage als einer solchen, die keineswegs auf meinem Specialgebiete liegt, als nicht für angemessen erachtet habe. Da aber der herrschende Gebrauch allein nicht die Nothwendigkeit des Schlusses einer dementsprechenden Deutung des Wortlautes Ihrer Behauptung bedingt, so nehme ich Abstand, die Begründung für meine am Eingange dieses Absatzes ausgesprochene Bemerkung hieraus herzuleiten, vielmehr geschieht dies in zwingender Weise an der Hand der That- sache, dass auch nicht einmal als der Verfasser meines ersten, wie bemerkt nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Berichtes an die mir vorgesetzte Behörde, in welchem also meine erste schriftliche Aeusserung in dieser Sache vorliegt, ich desswegen nicht als, wie Sie behaupten, der erste in Deutschland gelten kann, der auf die Statuette aufmerksam gemacht hat, weil gerade in diesem Berichte ich meine erste Kenntniss vom Vorhanden- sein derselben auf eine Notiz in Stacke's deutscher Geschichte zurück- führe. Bin ich auch gern geneigt, den Ausdruck der somit in Ihrer obigen Behauptung liegenden Unrichtigkeit für einen unbewussten zu halten, so kann ich doch andererseits nicht umhin, aus dem mehr als geringen Maass der Gründlichkeit, mit welchem Sie hiernach von der Befassung meinerseits mit dieser Frage Kenntniss genommen haben, einen Schluss zu ziehen auf den Werth der von Ihnen Ihrerseits her- geleiteten Schlussfolgerungen in dieser Angelegenheit.“